# Unsre lieben Lieutenants.

# Unsre lieben Lieutenants.

Zeitgemäße Charakterstudien
aus deutschen Salons

von

**Emil Roland.**
(Ottilie M...... — C.........)



Leipzig.
Verlag von Rauert & Rocco.
1888.

# Vorwort.

Die nachstehenden bescheidenen Charakterstudien rühren von einer Feder her, die es für gut befindet, gleich hier im Vorwort sich als wärmste Freundin und Verehrerin ihrer Helden zu bekennen. Wer in oder zwischen den Zeilen etwas Anderes als wolwollendes Interesse zu entdecken glaubt, mißversteht den Autor gänzlich.

Unser Offizierkorps, auch das jüngere, steht in Bezug auf soldatische und menschliche Eigenschaften über den Offizierkorps aller anderen Völker. Die Geschicke unseres Vaterlandes und die Dankbarkeit aller deutschen Bevölkerungsklassen, welche dem Offizier die erste Stellung in der Gesellschaft willig einräumen, zeigen das deutlich. Gerade damit dies immer so bleibe, ist es durchaus heilsam, wenn eine wolmeinende Feder wie die unsrige es sich einmal zum Vergnügen macht, den und jenen aus der Menge unserer lieben Lieutenants unter die Lupe gesell-

schaftlicher Kritik zu nehmen. Woher sollen sie wissen, was uns an ihnen gefällt oder mißfällt, wenn wir es ihnen nicht sagen?

Sollte einer oder der andere aus der bunten vielgestalteten Reihe meiner hochgeehrten Herren Sujets sich selbst irgendwo in diesem Buche wiederfinden und in Folge dessen von seinem gewiß tadellosen Kern einige kleine Schwachheiten abzustreifen versuchen, so wäre der höhere Zweck meines Büchleins vollkommen erreicht.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, manchmal mit etwas grellen Farben gemalt zu haben, auch nicht immer der Übertreibung aus dem Wege gegangen zu sein. Dies und manche andere kleine Spitzfindigkeiten, die mir gewiß ohne böse Absicht aus der Feder kamen, bitte ich zu entschuldigen, denn sie sind leicht erklärlich: Was man liebt, das neckt man gar zu gerne!

E. R.

(O. M...... — C.........)

# Inhalt.

# Auf der Gedankenjagd.

Es sind die anmuthigsten Thüringer Schlendertage, die ich jetzt verlebe. Das kleine Städtchen im Saalthal, mit den winkelig bergan gebauten Straßen, mit dem schlechten Pflaster und den holden Abhängen, ist mir ebenso an's Herz gewachsen, wie meine alte Tante, die dort wohnt. Ihr Haus steht neben der überdachten Brücke, unter der die liebe, plätschernde Saale Jena-wärts hinfließt, und wenn die Tante nach der Wasserseite zum Fenster heraussieht, so spiegelt sich ihr gutes, runzliges Gesicht ganz deutlich im Strome ab. Zuweilen auch noch andere Gesichter, von denen das eine aller Beschreibung spottet, das andere aber keine

Schilderung verdient. Es sitzt nämlich auf den Schultern eines jungen Thoren, welcher glaubt, was die Mitwelt nicht zugeben will, nämlich, daß er das Patent zur Unsterblichkeit in der Tasche trage.

— — — „Sie sollten Ihre hübschen Geschichten drucken lassen!“ sagte heute meine kleine Freundin mit dem unbeschreiblich lieben Gesicht zu mir; und als ich ihr erzählte, wie wählerisch die Verleger, und wie kritisch die Leser sind, und wie niederschmetternde Erfahrungen ich in dieser Beziehung schon gemacht habe, kicherte sie leise, daß es die Tante nicht hörte, aber doch laut genug, daß ich neckische Saale-Elfen in ihrem Lachen zu vernehmen glaubte.

„Schreiben Sie modern, recht modern!“ flüsterte sie. „Ihre Liebespaare müßten sich bei elektrischem Licht kennen lernen, sich in einem Luftballon verloben und die Volapükſprache reden. O Sie sollen sehen, daß man sich dann um Ihre Sachen reißt!“

„Aufgepaßt! — Gleich kommt ein Sujet für Sie um die Ecke.“

Jetzt flogen gegenüber etliche Fenster auf. Der Wursthändler sprang vor die Thür. Die alte,

lahme Frau rückte noch näher an den Spion. Ich schaute schleunig nach rechts — und siehe! da kam er — kam mit sporenklirrendem Schritt dahergewandert, die Augen lässig gesenkt, die Hand léger auf dem Rücken, im vollsten Bewußtsein des eigenen Werthes, — eine visionartige Erscheinung in der abgelegenen Stadt — der personificirte Zeitgeist: ein fasher, imposanter Lieutenant! — —

Auf und hinaus in den Wald! Im dichtesten Tannengewirr will ich mich in's Moos strecken, dort, wo der Verschönerungsverein des Städtchens die Natur noch nicht mit blau und gelben Strichen corrigirt hat. Wenn dann die Sonne rötlich auf den blanken Stämmen tanzt, wie man es auf Bildern italischer Pinienwälder sieht, wenn drunten im Städtchen jedes Hirn den imposanten Lieutenant zerarbeitet und die kühnsten Vermutungen über seine Existenz zu Tage fördert, dann will ich sein Lob im Walde singen, im heiligen Thüringer Tannenwald, der die Dichter beschützt und selbst dem geringsten unter ihnen die Ideen aus den Wipfeln herabwirft, die er gebraucht.

Ah! da kommt es herangeklirrt durch Gestrüpp und Farrnkraut, ein blitzendes Heer stolzer

Krieger. Wie glänzen die Säbel! Wie wallen die Federbüsche über hohen und niedrigen Stirnen! Wie verwegen recken sich die Schnurrbartspitzen nach den zwei Richtungen der Windrose!

So will ich denn reden von den Löwen der Gesellschaft, den vielbewunderten, vielgeliebten und vielgeschmähten Herrn Lieutenants.

Euch grüße ich freudig, Ihr mutigen Söhne des Mars! Die Tannenzweige sammeln die schwankenden Sonnenlichter und gießen sie goldig auf Euch herab. Lagert Euch zu mir in den weichen Boden, Ihr buntschimmernden Heldensöhne, und laßt mich hinabsehen in Eure Herzen, so tief, wie man von dort, wo der Felsblock trotzig himmelwärts ragt, hinunter sieht in den Fluß.

Der Fluß heißt die Saale, und das liebe Land rings um mich her heißt das Thüringerland. Es ist ein Land zum Lieben, zum Wandern, zum Singen, ein Land, in dem ein ruhmloses Dichterhaupt sich nicht vor der Menge zu verbergen braucht, sondern ebenso frei umherblicken darf, wie der schneidig frisirte Kopf irgend eines unserer lieben Lieutenants.

# Bernhard.

Bernhard ist eine Pflanze aus der Kadetten-fabrik — pardon! -Anstalt wollte ich sagen.

Es ist ein rührender Anblick, die kleinen Knaben zu sehen, wenn sie sich in ihren militärischen Zwangsjacken während der Freipausen im Hofe der Anstalt tummeln. Sie erwecken in mir ein Gefühl tiefsten Mitleids, obgleich sie mir manchmal eigentlich wie dressierte Thierchen oder wie geschnitzte Figuren aus einer modernen Arche Noah, gar nicht wie Menschen vorkommen. Ihr blassen und rothen Backen, ihr blonden und dunklen Haare, ihr mageren und aufgegangenen Gestalten, — was, wo und wie werdet Ihr sein, wenn der Wind in einem Jahrzehnt die welken

Lindenblätter über den nahen See pustet? Ob Ihr inzwischen eine Heimath gefunden habt? oder vergaßet Ihr bereits in den kalten Mauern Eures roten Gebäudes ganz, was das Wort bedeutet?

Ich fürchte, mancher Kadett verbindet mit diesem herrlichen Begriff nur den Gedanken an eine gefüllte Speisekammer und hat seinen wahren Segen nie kennen gelernt. Es verleiht dem Charakter ein unstätes Etwas, dies frühe Scheiden aus dem Band der Familie. Es ist traurig, wo es notwendig ist, aber grausam, wenn es sich umgehen ließe. Wenigstens sollte man kein Kind früher als dringend nötig in ein Erdreich verpflanzen, in dem wol Schneide und Ehrgeiz wachsen, aber die Schablone regiert und originelle Eigenschaften verdorren müssen.

Bernhard war eine Durchschnittsausgabe jener großen Militärbuchhandlungen, die erbarmungslos jedes Werk in dasselbe Format zu binden pflegen.

Nach dem Zwang während des Semesters trat bei ihm jedesmal in den Ferien die Reaktion ein. Sein Selbstgefühl schnellte wie ein zusammen-

gedrückter Gummiball in die Höhe, sobald er die Eisenbahn bestieg. Er imponirte schon den Schaffnern durch großartige Airs und legte eine elegante Reserve an den Tag, wenn er aus dem Zug in die Arme von Eltern und Geschwistern stieg. Letztere betrachteten ihn mit großen Augen wie ein Meerwunder, sprangen ihm zu Gefallen, was sie sonst nie für einander thaten, und strahlten im ganzen, bausbäckigen Gesicht, wenn er auf dem Kirchweg in ihrer Mitte ging und militärisch jeden Bekannten grüßte. In seinen eignen und den Augen der kindlichen Geschwister spielte er eine imposante Rolle und der künftige Kriegsgott und Herzenbrecher guckte aus allen blankgeputzten Knöpfen seiner Uniform. Wie ehrfurchtsvoll blickte ihn aber erst sein Lieblingsbruder, der wolgenährte Sextaner, an, als er mit stolzer Miene ein vorbeigehendes Schulmädchen musterte und lässig hinwarf: „Schneidige Figur das!"

Solche Minuten bilden im Leben des Kadetten eine Art Entschädigung für das verlorene häusliche Glück. Sie erreichen ihren Höhepunkt in dem Augenblick, wenn der neugebackene Lieutenant zum ersten Mal in vollen Epaulettes vor den Spiegel tritt.

Bernhard genoß diesen Moment bis auf den Grund. Er war wie geblendet von seiner eignen Gestalt, die ihm geschniegelt und wolfrisiert aus dem Glas entgegenschaute. Der Kadett, dessen Idee von Glück eine Torte gebildet, der Kriegsschüler, der eine Flasche Sect als Glanzpunkt des Lebens betrachtet, war verdrängt von dem tüchtigen General und Schlachtendenker. Er hielt sich für einen ausgebildeten Charakter, für einen Mann von Prinzipien, für einen Menschenkenner sans comparaison. Ein neuer Trieb erfüllte ihn, der Trieb, eine Rolle zu spielen, in den Strudel der Welt zu tauchen, zu imponieren, zu genießen. Kurz und gut: nachzuholen, was er in der bisherigen Existenz versäumt hatte. Die Hausthür, die er gleich darauf verließ, um sich beim Obersten zu melden, wurde für ihn das Thor zu seiner Sturm- und Drangperiode.

Jetzt sind seit jener Stunde drei volle Jahre verflossen und noch immer steht Bernhard mitten im Toben.

Toben! Wieviel wechselvolle Bilder birgt dies Wort! Uebermüthige Officiersmessen, umgestürzte Weingläser, leichtsinniges Schlendern auf nächtlichen Straßen, heißaufwallendes Blut, und kühle,

neblige Morgenstunden im einsamen Wald, grauenhaft durchtönt von unheimlichen Männerschritten und dem Knall der Pistolen. — Er hält das alles für schneidig. Oh, wie oft er das Wort gebraucht, und wie gut er es zu schnarren versteht! Schießen ist sein zweiter Lieblingsausdruck, und die jungen Gesellschaftsdamen lachen bereits, wenn er auf das Thema kommt. Doch hören sie das lieber an als seine Biographie, die er beinahe bei jedem Tanze hersagt. Ja, es wird sogar behauptet, daß er selbst während Extratouren im Galopp zuweilen das Lied „von der Wiege bis zum Grabe" singt. Er spricht nämlich nur von sich, der einzige Grundsatz, an dem er festhält.

Natürlich glaubt er, daß seine Tanzkarte das Hauptinteresse jedes Ballabends sei. Er macht flott die Cour, richtet aber kein Unheil damit an, ist er doch noch gar zu „jung und grün." Eines Tages kommt ihm die Idee, sich zu verheirathen. Er bildet sich wirklich ein, das reichste Mädchen der Stadt zu lieben, ja, behauptet sogar, daß ihr Geld sein einziger Abhaltungsgrund sei, da er sich lieber mit ihr „durch's Leben schlagen" möchte. Selbstredend will er sich erschießen, falls er einen

Korb bekommt. Plötzlich verlobt sich seine Flamme mit einem auswärtigen Sohn des Mars, und Bernhard ist gütig genug, der Welt die Verwirklichung seiner Drohung zu ersparen.

In dieser Zeit bringt ihn sein böser Stern mit einem älteren Kameraden zusammen, einem Don Juan schlimmster Art. Er sucht seine Interessen fortan dort, wohin meine Feder ihm nicht folgen mag, verschwindet mehr und mehr aus der guten Gesellschaft und zeigt sich nur ab und zu — lorgnettierend und blasiert, während der Pausen im Theater, auf demselben Platz, von dem aus er einst begeistert und aufmerksam bis zum Ende jedes Stückes auf die Bühne sah.

Er ist eine unerquickliche Existenz geworden, und ich vergebe jeder Dame, die er jetzt um einen Tanz bittet, eine fromme Lüge. Seit er sich selbst langweilt, ennuyiert er auch andere. Er gefällt sich in den abgelebtesten Witzen, ja, entblödet sich nicht einmal, heutzutage noch „wenn meine Tante Räder hätt" oder „Schwamm drüber" anzuführen.

Ob er sich nicht doch einmal erschießen wird? Ich behaupte: nein. Denn wer zum ersten Male

die Pistole an die Schläfe setzt und im letzten Moment den Einfall bekommt, doch lieber nicht loszudrücken, wird es nie soweit bringen.

Bei Bernhard ist das Erschießen zur Farce geworden, die er monatlich wenigstens drei Mal vor seinem Spiegel und seinem Burschen aufführt. Anfangs erschrak sich der gute Kerl zu Tode, wenn er seinen bleichen, jungen Herrn mit der Mordwaffe beschäftigt sah. Jetzt weiß er aber, daß selbiger doch niemals Ernst machen wird und beruhigt sich vollkommen mit der Vermuthung, daß die Pistolen am Ende gar nicht einmal geladen sind.

Aber was soll aus ihm werden? Wird er je aus dem Toben herauskommen?

Ich glaube, für ihn gibt es nur ein Heilmittel, und das heißt Krieg.

„Eine tödtliche Kugel mitten durch's Herz!“ Wie oft hat er in tanzdurchrasten Winternächten diesen Wunsch ausgesprochen, halb, weil es so schneidig klang, und halb, weil er wirklich auf einen tapferen Soldatentod hoffte.

Wir aber wollen wünschen, daß die Kugeln an ihm vorüberpfeifen und nur das Niedrige

und Langweilige von ihm abnehmen, daß er geläutert wird im Feuer der Geschütze! Er ist ja noch so jung, und Jugendsünden können gesühnt werden im Heldenkampf für's Vaterland.

# Der kleine Baron.

Der kleine Baron ist der Inbegriff von Artigkeit, und man sieht ihm auf den ersten Blick an, daß er aus einer guten Kinderstube stammt.

Diese Kinderstube befand sich in einer hübsch gelegenen Stadt Süddeutschlands, in die sich sein Vater seit seiner Verwundung anno 71 zurückgezogen hatte. Da selbiger mehr mit Kindern als wie mit Glücksgütern gesegnet war und seine Gattin das Dasein von der ernsten Seite nahm, lag schon früh auf den jungen Schultern des ältesten Sohnes eine Reihe ernster Pflichten. Er betrieb allerhand Studien mit dem Vater, ermutigte die Mutter in trüben Stunden und half bei der Erziehung der kleinen Geschwister. In

der Schule ließ er sich nie etwas zu Schulden kommen und machte ein glänzendes Abiturium. Seine große Lust zum Studieren unterdrückte er tapfer und wurde aus finanziellen Rücksichten Lieutenant. Der Baronstitel und große Pflichttreue sicherten ihm ja die Carriere.

Er gehört zu jenen bessren Menschen, denen Schiller das schöne Zeugniß ausstellt, daß sie mit fröhlichem Vertrauen in die Welt treten. Doch da er dieselbe nach der Welt in seinem Innern beurtheilte, blieben ihm viele Enttäuschungen nicht erspart. Er litt und leidet oft am sogenannten Weltschmerz, aber er hat Ideale, diesen rarsten Artikel der Neuzeit, und verschmäht die blasierte Satire anderer Menschenverächter. Unberührt geht er durch Versuchungen und Gefahren; immer dem eignen Gefühl gehorchend. Gewiß! er wird in den Himmel kommen, wenn andere, die jetzt seine strenge Tugend und peinliche Wolerzogenheit belächeln, vor der Paradieses-Thür stehen bleiben.

Doch kehren wir zur Erde zurück und zwar an einen sehr irdischen Ort, in den Musentempel seiner Garnison. Hier schwingt sich der kleine Baron nach den Strapazen des Dienstes in die

Welt des Schönen. Schiller ist sein Lieblingsdichter, und wenn der Vorhang nach dem letzten Akt „Wallenstein" oder der „Jungfrau" gefallen ist, so wandert unser Baron noch lange auf dem dunkeln Stadtwalle spazieren und zaubert sich die Gestalten des Dramas auf's Neue vor die Augen. Er sieht in keiner Schauspielerin das Weib, sondern nur die Rolle, und selbst die Blitzblicke der pikantesten Soubrette prallen an seinem kindlichen Gesichte ab.

Doch ist damit nicht gesagt, daß er keinen Sinn für das weibliche Geschlecht hat. Im Gegentheil: Seine Tanzkarten weisen keinen unengagirten Tanz auf, und durch seine Träume schwebt auch ein Mädchenbild, in der er sein Ideal verehrt, da er ihren Taufschein nicht kennt.

„Müßt Euer Glück nicht auf die Jüngste setzen,
Die Angejahrten wissen Euch zu schätzen",

könnte Mephisto ihm auch zurufen, wenn er sich über Zurücksetzung von Seiten der Saisonschönheit beklagt. Er ist eben weder ein Veilchenfresser noch ein Löwe, dafür aber das Entzücken sämmtlicher Ballmütter, bei denen er es an eingehender Unterhaltung allen Kameraden zuvorthut.

Sein gepudertes Ideal hat es darauf angelegt, ihn zu fangen. Er macht ihr wirklich auffällig den Hof und wird zum Schlusse in ihr Garn fallen, selbst, wenn seine Gefühle für sie verstorben sind. Er ist zu gewissenhaft, sie zu täuschen und wird auf diese Weise ein Opfer seiner eignen Vortrefflichkeit.

Vielleicht vergelten ihm einst seine Kinder, was er an den eignen Eltern gethan hat. Vielleicht blühen auch für ihn nur duftlose Blumen an einem einförmigen Lebenspfad, nach der Schicksalsregel, daß der Lohn dessen, der geglaubt und gehofft hat, — abgetragen ist.

## Der Dutzend-Lieutenant.

Er ist so langweilig, wie ein Bleisoldat aus der Schachtel, und ich fange an zu gähnen, wenn ich ihn beschreiben soll.

Doch zur Ehre des deutschen Kriegsheeres sei es gesagt, daß es bei uns doch weniger von ihnen giebt, als in mancher anderen Armada.

Civilpersonen, die dem gewissen Etwas, das wol am richtigsten mit „preußischer Tick“ zu bezeichnen ist, abhold sind, haben das Wort „Schablone“ rasch bei der Hand, wenn sie über einen Lieutenant urtheilen. Doch kann denn Jeder ein Original sein? Gibt es nicht in allen Menschenklassen unzählige Doubletten?

Wer aber von dem jungen Mann, der mir jetzt als Vertreter seines Typus vorschwebt, be-

hauptet, daß er ein Dutzendmensch, eine schablonenhafte Null sei — dem ist von mir vergeben.

Ob der Dutzend-Lieutenant Gymnasium oder Corps durchmacht, ist vollständig gleich. Mehr als in einem Menschen steckt, kann bekanntlich nicht aus ihm herauskommen, und in ihm stak beinah nichts, wirklich kein Atom mehr, als gerade nötig ist, um Mensch zu sein. Er war durchaus nicht unbefähigt, aber so trivial, so pedantisch im Denken, so indifferent in seinem Urteil und dazu — schauerliche Erinnerung! — beständig im Zustand unglücklicher Liebe.

Als er nach Secunda kam — wir besuchten zu gleicher Zeit die Schule — behauptete er, schon sechs große Leidenschaften hinter sich zu haben, „Herzens-Friktionen", wie er sie nannte. Jedenfalls hat er unter dem halben Dutzend nicht so sehr gelitten wie ich, dem sie auf jedem Schulweg vorerzählt wurden, immer mit denselben Details und Ausdrücken. Ich lernte daran, was ein Verhängniß ist, denn, unerbittlich wie ein solches, brachen die sechs langweiligsten aller Liebesgeschichten auf mich herein, wenn ein kleiner Anstoß ihn an sie gemahnte.

Warum ich mit ihm ging? wird wol mancher fragen.

Nun! er hatte eine Schwester, die nicht halb so langweilig war wie er und seine sechs amours. Sie war meine Tanzstundenflamme, und wenn ihr Bruder ein elektrischer Fisch gewesen wäre, so würde ich doch mit ihm gelaufen sein. Das wird jeder begreifen, der den Zauber der Schülerliebe kennt, jenen süßen, unschädlichen Pfeil, den Amor zuerst in ein Herz steckt, das partout geschossen sein will.

Als er Lieutenant wurde, gesellten sich zu den erwähnten Eigenschaften noch die folgenden: Streberthum, Wichtigkeit und der Gebrauch übertriebener Ausdrücke, wesentlich Fremdwörter, wie: kolossal, effektiv, eminent, mit denen er alle Sätze spickte; daß er vom Kaiser nur per „Majestät“ redete, verstand sich für einen wolerzogenen Offizier von selbst, aber er wußte einen so besonderen Ausdruck in das Wort zu legen, daß man hätte glauben können, der Kaiser habe ihn direkt ersucht, doch ja nur diese Bezeichnung von ihm zu gebrauchen.

Er besitzt ohne Zweifel und, um in seiner Sprache zu reden — „effektiv eine eminente,

miltiärische Begabung.“ Alles, was mit Dienst und Commando zusammenhängt, findet bei ihm Interesse und Verständniß. Seine Vorgesetzten schätzen ihn und er hat ein gutes Avancement vor sich. Vielleicht verdient er sich auch einst im Kriege noch die Orden, welche er auf Bällen im Cotillon nicht bekommt. Vielleicht ist er schon General, wenn mein sechstes Buch Fiasko macht!

Dennoch imponirt er mir nicht.

Wenn auch einst Hauptmänner und Lieutenants en masse vor seinem Commando erzittern, wenn dann die Frauengunst, die ihm jetzt mangelt, ihn schmeichelnd umschwirrt — er ist ein „Streber“ und das richtet ihn in meinen Augen.

## Der Löwe.

Bist Du einmal in einer Menagerie gewesen, kleine Freundin?

Nun gut! Da hast Du Schlangen, Hyänen und Affen gesehen, aber zumeist hat Dich doch der Löwe interessiert, der imposante König der Thiere, vor dem Du Dich schon gefürchtet hast, wie Du noch als kleines Mädchen auf der Fensterbank lehntest und Deine Mutter Dir die ersten Märchen erzählte.

O, sie sind so grausig-entzückend, diese Märchen aus der Wüste, die schaurigen Geschichten von den Kämpfen der Riesenthiere Afrikas, und dem nächtlichen Ueberfall der friedlichen Karawane.

Der Löwe, von dem ich Dir nun erzählen will, hat aber gar nichts schauerliches an sich.

Er ist nie von Freiligrath oder Chamisso besungen worden, und die Mütter heutzutage erzählen ihren kleinen Mädchen gewiß nicht allzufrüh von ihm und seinen Thaten. Es ist der Löwe der Gesellschaft, den ich meine, der gewisse Lieutenant, der in keiner Garnison fehlt und ohne weiteres die Geige jedes Vergnügens in die Hand nimmt, so daß alles nach seinen Melodien tanzen muß.

Brüllen kann dieser Löwe auch, nämlich, wenn er eine Quadrille commandiert und die jüngeren Kameraden statt „Chêne anglaise“ „en avant deux“ machen. Doch er kann auch flöten, wie die persische Nachtigall, so süß und schmeichelnd, nämlich, wenn er mit Fräulein Margas rothem Fächer spielt oder der hübschen Natalie ein feines Kompliment über ihre kleinen Hände sagt.

Ein Löwe kann alles: Tanzen, reiten, Lawn-tennis spielen, geistreich sein, Feste arrangieren, philosophieren, imponieren, schwadronieren, politisieren, charmieren — und so bis in's Unendliche weiter. Er braucht gar nicht einmal besonders hübsch zu sein. Auch ein minimaler Schnurrbart und ein dünngesäter Scheitel genügen zu seinem Metier. Was ferner seine Gelehrsamkeit anbe-

trifft, so kommt es bei ihm wirklich auf eine Handvoll falscher Behauptungen nicht an, wenn er sie nur mit flotter Sicherheit hervorbringt.

„Flott und sicher" — das ist seine Devise.

Er macht keine Entwickelungsstadien mehr durch, sobald er den Lieutenantsrock trägt. Er ist gleich flügge und balancirt mit unnachahmlicher Nonchalanz auf den Wogen seiner ersten Saison. Es ist geradezu unglaublich, was er an einem Ballabend zusammenschwatzt, aber bekanntlich imponiert der tollste Blödsinn, mit Routine vorgetragen, dem weiblichen Geschlecht oft am meisten. Eine gewisse Menschenkenntnis ist ihm nicht abzusprechen, er wird mit Vorgesetzten, Kameraden und Damen gleich gut fertig, verkehrt selbstredend am liebsten mit letzteren. Seine Erfolge sind in der That großartig, nicht, weil er so besonders „attractive" wäre, o nein, hauptsächlich, weil er Löwe ist, und weil es sich dann so gut macht, zu sagen: „Ich ging mit Herrn v. Poppelshagen zu Tisch" — oder: „Ich tanzte den Cotillon mit Herrn v. Poppelshagen". Er geht auf alle Einzelinteressen seiner Tänzerinnen mit der gleichen, lächelnden Beflissenheit ein und hat die schwere Kunst inne, jeder, mit der er spricht, das Gefühl

zu geben, als möchte er gerade sie am liebsten. Und als ob das nicht einer Dame schmeichelte!

Im Arrangieren von Landparthien ist er wahrhaft grandios. Wenn die Fastenzeit die lustige Gesellschaftsflut eingedämmt hat und der Löwe sich nur mehr auf der Straße und im Theater seinen Verehrerinnen zeigen kann, so lauert er bereits mit Sehnsucht auf den ersten sonnigen Tag. Dann bringt er die auseinandergewehte Gesellschaft im Nu wieder zusammen und weiß auf seinen Ausflügen nach romantischen Zielen so hübsche kleine Zufälligkeiten zu arrangieren, wie Irregehen, Isolieren der Mütter, plötzliches Auslöschen der einen oder anderen Lampe, die ein besonders zärtliches Pärchen bescheint u. s. w.

Solche Gefälligkeiten machen sehr beliebt bei Männlein und Weiblein. — Wenn nach Mitternacht die fröhliche Schaar auseinander geht, wenn die überwachten Gesichter der Mütter mühsam ein Gähnen bekämpfen, dann preßt manche Hand dankbar die geschickte Rechte des Löwen, und mehr als ein zärtlicher Blick streift beim Schein der Ecklaterne zu ihm auf. Er kann sicher sein, daß die jungen Mädchen seiner Glanzperiode in ihrem

ganzen Leben nicht vergessen, daß Herr v. Poppelshagen ein „Löwe" war.

Ja! und was für einer!

Habt Ihr nicht Respekt vor seinen Talenten in allem und jedem, was den Gentilhomme, wie er sein soll, auszeichnet? Weiß er nicht alles, wonach Ihr ihn fragt? Schaut er nicht klar in die fernste Zukunftsferne? Ist sein Urteil über Theaterstücke nicht maßgebend für das ganze Casino? Und er hat ein strenges Urteil. Oho! die Klassiker hätten noch ganz andere Leute sein müssen, um ihm zu imponieren! Heyse läßt er allenfalls gelten. Die beste Literatur-Erscheinung sind aber die „Briefe aus der Hölle." Er liest sie des Abends, wenn er nach Hause kommt und gerade keine dienstliche Arbeit vorfindet. Er hat nämlich sehr viel zu thun, da er Bezirks-Adjutant ist. Alles Mögliche, daß er dabei noch „Löwe" sein kann.

Er ist in seiner Jugend viel gereist, hat auf dem Vierwaldstätter-See die Fahrt von Lausanne nach Fluelen gemacht — „Famose Gegend!" — und ist in Würtemberg auf der Nahebahn gefahren „in höchst fasher Gesellschaft einer Prin-

zessin „So und So", und einer Gräfin „Wie heißt sie doch gleich."

„Aber die Nahe fließt ja gar nicht in Würtemberg!" erlaubt sich ein kleiner Fähnrich zu sagen. — — —

„Kleinigkeitskrämerei!" wirft er verächtlich hin, und nun ist der Fähnrich der Blamierte.

Noch eine neue glänzende Perspektive.

Der Löwe auf dem Eis!

Ciel! Das ist unbeschreiblich. Davon einen Begriff zu geben, ist meine Feder zu schwach. Ich begreife ohnehin nicht, wie sich das kleine, schwarze Ding an das imposanteste Produkt der Neuzeit, an den militairischen Löwen wagen konnte.

Letzte Löwen-Perspektive:

Im Weinkeller traf ich kürzlich einen langweiligen Junggesellen, der mit mißvergnügtem Gesicht seinen Schoppen trank und sich dabei über jeden Witz in den „Fliegenden Blättern" ärgerte. Selbst der reizendste Oberländer fand vor seinen Augen keine Gnade. Dann und wann warf er eine nicht günstige Bemerkung in die allgemeine Konversation. Er schien in jeder Verlobung einstige Geldnoth, in jedem Neubau nahen Konkurs, hinter jeder harmlosen Rede eine Malice zu wittern.

# Im Mondenschein.

Unter der Holzbrücke, die von der kleinen Stadt auf die Saalwiesen führt, ragt ein knorriger Erlenstamm hervor.

„Ein verkrüppelter Baum", sagen geringschätzig die Alltagsmenschen. „Ein Elfensitz", meinen die beiden Sonntagskinder, die in seinen Zweigen schaukeln. — Diesmal sind es keine Lieutenants, wie man nach dem Vorhergegangenen erwarten dürfte, sondern nur meine kleine Freundin und ihr Freund.

Wir sind viel zu klug, die Mondscheinnächte im Hause zu verpassen, wie die Tante und Frl. Krähe es thun, die heute ihr Singkränzchen haben. Durch die offnen Fenster profitieren wir dann und wann von den frommen Liedern, da Frl.

Krähe, unter uns gesagt, eine recht schrille Stimme hat. Sie ist sehr pedantisch und ordnungsliebend und hält streng darauf, daß die Gesänge nach der Reihe abgesungen werden. So brauchen wir uns denn nicht zu wundern, daß eben „In früher Morgenstunde" durch die Nacht tönte.

Vor uns liegt das lichtbegossene Stromthal, deutlich erkennbar bis zur fernsten Bergesferne. Ein blauer Duft schwimmt über dem Wasser: das ist der Saalnebel, der ebenso ungesund als romantisch sein soll. Es wäre eine passende Situation, um den „Erlkönig" zu citieren, wenn man sich nicht lieber mit den eignen, nichtigen Gedanken beschäftigte. Ich ziehe letzteres vor und sende sie hinüber zur hochragenden Leuchtenburg, in deren Hof ich jeden Stein kenne und liebe, und von deren Turmeszinne ich so oft fröhliche Umschau im Lande hielt. Dann lasse ich sie hinüberschweifen zu einem fernen hellen Punkt, und sie wissen es längst: der trotzige viereckige Bau ist die Kemenate von Orlamünde, um den sich wie ein weißer Gürtel unzählige Jasminbüsche schlingen. Sie duften gar berauschend im Lenz, und wer lange in ihrem Schatten ruht, wird

trunken von Phantasie und glaubt, daß die weiße Frau neben ihm sitze, die von dort aus ihren Unglücksschleier über deutsche Fürstenhäuser wehen läßt.

Doch haltet ein, meine Gedanken! Ihr dürft nicht gar zu orientiert in der Gegend thun, damit der Leser nicht die Stadt errät, von der ich spreche, und die gewiß lieber incognita bleibt. Wendet Euch von der Landschaft zu ihrer Staffage, zu den beiden Nachtschwärmern auf dem Erlenstamm.

Meine kleine Freundin hat lange geschwiegen, länger, als sie es sonst aushält.

„Woran denken Sie?" frage ich, als ein leichtes Lächeln über ihr mondhelles Gesicht fliegt, und erwarte, eine sinnige Betrachtung über den Reiz der Saalenächte oder den Silberglanz der Wellen zu hören.

„Wenn Fräulein Krähe etwas von dem Chocoladenpudding übrigläßt, so wollen wir ihn nachher zu Ende essen," sagt sie nachdenklich.

Ich bin selbstredend tief empört über diese triviale Bemerkung.

Wir maßen uns schweigend mit den Blicken, als plötzlich auf der Brücke über uns ein rasselnder Tritt erklingt.

„Guten Abend, Herr Assessor!“ ruft eine näselnde Stimme, und ein tiefer Baß antwortet von der Chaussee her: „Ah, Herr Lieutenant! Kommen Sie noch mit in den Ratskeller?“

„Danke gehorsamst! Möchte Mondschein kneipen! Factisch die reine italienische Nacht!“

Jetzt wird der Sprecher sichtbar, und durch den flimmernden Märchenglanz der schlafenden Natur klirrt der Lieutenant dicht an uns vorüber. Der Dampf seiner Cigarrette durchdringt die Balsamluft wie eine schneidende Ironie, und der rothe Uniformskragen leuchtet stechend neben den sanften Farben der Nacht.

„Auch das noch!“ rufe ich aus. „Kaum fange ich an, mich für mein Sujet zu begeistern, so muß mir gerade D e r über den Weg laufen!“

„Gewiß kein Adonis, vielleicht ein Dutzend-Lieutenant,“ sagt meine kleine Freundin.

„Mir scheint, Sie haben den Adonis mit besonderer Liebe gezeichnet,“ bemerkt sie, nachdem wir über meine Lieutenantsskizzen gesprochen, die ich ihr am Morgen vorgelesen hatte. „Im Grunde ist er doch ein unausstehlich indolenter Mensch. Hat er sich denn wirklich nicht mehr verheiratet?“

„Diesen Punkt überlasse ich der Ansicht des Lesers. Meine Helden kümmern mich nur, so lange sie Lieutenants sind. Was sie als Hauptleute oder Rittmeister anfangen, ist mir gleichgültig, wäre auch zu umständlich zu schildern, da die spätere Entwicklung bei den meisten doch davon abhängt, was für eine Frau sie bekommen.“

„Sie räumen den Frauen ja plötzlich viel Macht ein?“

„Das that ich immer, wenn ich mich selbst auch gegen diese Macht sträube. Was übrigens das Heiraten der Officiere anbetrifft, so waltet dabei eine große Gefahr — der Mammon. Geldheiraten untergraben den sittlichen Werth des Menschen.“

Ein tiefer Seufzer ist die Antwort auf diese Aphorismen.

Ich habe meine kleine Freundin lachen, weinen, scherzen, necken — aber nie seufzen hören. Was fährt ihr denn plötzlich durch den Sinn?

„Eine Erinnerung,“ erwidert sie auf meine raschen Fragen.

„Eine Erinnerung, in der ein Lieutenant eine Rolle spielt, und von der ich nichts weiß?“

„O, Sie wissen vieles nicht, was ich schon in meinem langen Leben erlebt habe, und vieles werden Sie nie zu hören bekommen! Aber dies will ich Ihnen erzählen, da es von einem Ihrer Portepées handelt. O, mir ist auch einmal ein Lieutenant durch die Gedanken gelaufen, so gut wie Ihnen ein ganzer Troß!“ — —

— — Und hier ist die Geschichte der kleinen Freundin:

## Blond und fash.

Im letzten Sommer, so begann meine kleine Freundin, reiste ich mit der Tante nach Norderney. Frl. Krähe war im Jahr vorher dort gewesen und hatte soviel von den wolthätigen Anstalten der Insel, besonders von dem neugegründeten Hospiz, erzählt, daß es meiner Tante keine Ruhe ließ, alles dies aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

Die Reise selbst wurde von ihr als unangenehmes Mittel zum Zweck betrachtet, von mir als Götterschaft. Ich fahre gar zu gern mit der Eisenbahn, besonders im Sommer, wenn sich an den Kreuzstationen die reiselustige Menge in amüsantem Wirrwarr drängt, und man in einer Minute soviel neue Gesichter sieht, wie hier in einem Jahre nicht.

Da die Nerven der Tante kein Kindergeschrei vertragen können, wie dasselbe in Damencoupées fast unvermeidlich ist, fuhren wir Nichtraucher. Von den anfänglichen Mitreisenden will ich nichts sagen, obwol sie alle in meinem Notizbuch beschrieben sind. Die Hauptsache kam erst in Hannover, in Gestalt eines großen, blonden, eleganten Herrn, der einer Dame — anscheinend seiner Mutter — galant ins Coupée half und dann mit einer graziösen Bewegung nachsprang.

Die Dame hatte recht marquierte, verwitterte Züge und warf mir gleich einen stechenden Blick zu, den ich gewiß nicht verdiente. Dann flogen ihre grauen Augen zu meiner Tante hinüber, die schon seit Kreiensen schlief, nachdem sie mir vorher die Weisung gegeben, in Nienburg von den berühmten Biscuits zu holen.

Der junge Mann nahm seiner Mutter gegenüber Platz, so daß ich ihn schräg vor mir hatte, und — da er müde auf seine weißen, beringten Hände sah — ihn nach Herzenslust betrachten konnte. Er war eine Erscheinung aus der großen Welt, wie sie am Saaleufer nur selten wachsen. Seine Kleidung zeigte viel Geschmack. Sie war weder so bunt wie die der Jenenser Corps-

Studenten, noch so à quatre épingles wie der helle Anzug des Gutsbesitzers von Hergendorf. Die Art, wie er den hellcarrierten Rock und den langen, braunen Überzieher trug, hatte etwas besonderes, légeres. Der runde Hut, der neben ihm lag, sah nach Berliner Passage aus. Kurz und gut: ein Großstadthauch wehte um die ganze Gestalt.

„Gewiß ein Officier in Civil," dachte ich und dabei fiel mir die Stelle aus dem letzten Brief meiner besten Freundin ein:

„„Du darfst nach Norderney reisen? Beneidenswerthe! O! was wirst Du alles sehen und erleben, gewiß die reizendsten Romane, denn ich sage Dir, das Publikum auf den Nordsee-Inseln ist in der Haute volée entzückend romantisch. Alle Spielarten von Menschen sind dort vertreten. Ach und erst die Officiere in Civil! Schreibe mir nur gleich, wenn Du mit einem solchen etwas erlebst! Es braucht nur eine Postkarte zu sein, mit den Worten ‚I have'. Dann bin ich schon orientiert, und Mama, die alle Briefschaften nachsieht, merkt nichts.""

Ich überlegte mir im Ernst, ob ich nicht schon auf der nächsten Station eine Karte mit dem schwerwiegenden Wort an die kluge Elly

schreiben sollte, aber ich war ja noch beim ersten Kapitel des Romans und höchst begierig, weiter zu lesen.

Er hatte aschblondes Haar und einen langen dichten Schnurrbart, an dem scheinbar recht viel gedreht war. Seine Stirn schien mir etwas niedrig, doch besaß die Nase dafür eine selten normale Form. Aeußerst apart machte sich auch der Contrast des bleichen, beinah fahlen Teints zu den auffallend rothen Lippen. Gewiß war er sehr krank gewesen und sollte sich nun in Norderney erholen, denn da Beide im durchgehenden Waggon nach Emden saßen, war dies Reiseziel doch anzunehmen.

Plötzlich sah er auf, und zwei hellblaue Augen schweiften erst zu der alten Dame, dann auf das Muster der Tapete, und endlich — — — — — o wie wünschte ich Elly in dem Augenblicke her!

„Lieber Fritz! vergiß nicht, mir in Nienburg Biscuits zu holen!“ klang in der nächsten Secunde die Stimme der Dame, und klapp! schlug er die Augen nieder; doch schien es, als sei er über die im Verweiston gesprochenen Worte ärgerlich, wenigstens antwortete er nur mit einem Kopfnicken.

Er versuchte es nachher noch ein paar Mal, seine Augen auf Rundreisebillet im Coupee umherschweifen zu lassen; aber jedesmal fiel die Mutter mit einer banalen Bemerkung dazwischen.

Station Nienburg kam. Die schlanke Gestalt erhob sich und stieg aus. Ich durfte der Tante doch nicht ungehorsam sein, ging also mit einem verbindlichen „Pardon!“ an seiner Rabenmutter vorbei, und in der nächsten Minute standen wir zusammen vor dem Bahnhofs-Büffet.

Als er mich sah, verbeugte er sich mit unnachahmlicher Grazie und sagte: „Wie gern, gnädiges Fräulein, hätte ich Ihre Besorgung mit ausgerichtet! Kellner, bedienen Sie schnell die Dame."

Ich beschränkte mich auf ein stummes Kopfnicken und kehrte baldmöglichst in den Zug zurück.

Das ganze Ereignis war in zwei Minuten abgespielt, und die alte Situation schnell hergestellt.

Seine Mutter schien ihr Interesse jetzt ganz auf den Kuchen zu concentrieren. Wenigstens glaubte ich das an seinen längeren Blicken zu bemerken.

Es wurde dunkel, und die Lampen kamen. Er lächelte zu mir herüber, als ich in einen Biscuit biß. Ich konnte kaum schlucken.

Die Tante schlief jetzt nicht allein, sondern auch seine Mutter schloß ihre grauen, stechenden Augen.

Das flache Land sauste an beiden Seiten unheimlich geschwind vorbei. Es war, als ob wir von der Welt hinunterführen direkt in eine Art Himmel hinein. Der aschblonde Kopf lehnte an dem dunklen Polster, und sein rechter Fuß brauchte nur ein Centimeter vorzurücken, um an den meinigen zu stoßen. O süße Poesie der Eisenbahnen!

Das war das erste Kapitel. Ich will den Schluß nicht weiter ausführen. Der Gruß beim Aussteigen in Emden, die unfreundliche Starrheit der Mutter und meine Träume in jener Nacht verstehen sich ja von selbst.

Tags darauf plätscherten sonnige Nordseewellen um den Bug des Dampfers, der uns inselwärts trug. Seine Mutter war aus Angst vor Seekrankheit gleich in die Kajüte gegangen. Er aber wanderte unaufhörlich auf Deck umher, und der klare Morgenhimmel, die schillernden

Wogen und das fern entschwindende Festland erschienen noch schöner, wenn die fashe Gestalt sich von ihnen abhob.

Ich saß wie angewurzelt neben der Tante, aus Angst, er könne mich anreden — und das wollte ich doch nicht! Ich wollte ja nur einen kleinen, flüchtigen Roman, erstens um Elly davon zu erzählen, zweitens — nun — weil ich Geschmack daran gefunden hatte.

Ich habe nicht gezählt, wie oft er mich ansah. — Ich hätte ebenso gut die Möven zählen können, die sich auf dem Wasser wiegten, oder die nordischen Wolken, die nebenbei gesagt viel schöner gestaltet sind als bei uns.

Um Mittag kamen wir in Norderney an. Als ich über die Planke ging, die an die Landungsbrücke führte, mußte ich dicht an ihm vorüber. Ich fühlte das Wehen seines Mantels an meinem Gesicht, und der Duft eines feinen, berauschenden Parfüms begleitete mich noch lange.

Die Tante und ich aßen im Curhaus und gingen dann auf die Wohnungssuche. Wir quartierten uns in einem netten Fischerhause nahe dem Strande ein, und ich begann, die Koffer auszupacken. Als ich dabei zufällig an's Fenster

trat, ging er gerade vorbei. Er grüßte mich, drehte sich noch einmal nach dem Hause um, als ob er sich die Nummer merkte, und ging weiter.

Es mag selbstverständlich sein, daß zugleich angekommene Gäste sich in einem Badeort anfangs immer wieder begegnen, aber mir kam es beinah übernatürlich schön vor. Als wir dann am Strand promenierten, mußte ich trotz der Meeresherrlichkeit stets auf's Neue an den blonden, fashen Officier denken, der sicher von seiner tyrannischen Mutter in irgend einem langweiligen Winkel gefesselt wurde.

Die Wellen schäumten mächtig gegen die Buhnen, und weiter hinaus tanzten lustige Segel über den Ocean. Meine Tante machte einige strandesübliche Bemerkungen und wünschte Frl. Sieglinde Krähe an ihre Seite — — [illegible] wol eine unglückliche Liebe hat? [illegible] denken. Aber nein! er konnte ja gerade [illegible] aussehen, so lange seine Mutter nicht [illegible]

Beim nächsten Morgenfrühstück [illegible] daß Mutter und Sohn in unser Haus gezogen waren, erstere gewiß, ohne die Nachbarschaft zu ahnen. Sie saßen an der einen Seite der Veranda, die Tante und ich an der andern. Wir tranken

dieselbe Sorte Kaffee und hatten dieselbe Anzahl Brödchen vor uns und dennoch konnten wir wie die bewußten Königskinder nicht zusammenkommen und uns nur über den Tassenrand hinweg dann und wann einen traurigen Blick senden. Ich sage das zu Gunsten der Novelle! In Wirklichkeit wirtschafte ich, wie Sie wissen, mit Blicken sehr sparsam!

(Leider ja!)

Ein Fischer ging vorbei und bot Granats, die rosigen Minimalhummer der Nordsee, an.

„[illegible]chen keine!“ sagten er und ich in einer Mi[illegible]

[illegible]ie zugleich denselben Gedanken aussprechen, soll[illegible] lange zusammenleben, sagt man. Hier Beweis für das Gegenteil.

Gegen 11 Uhr sprang das Wetter plötzlich [illegible]n, wie das auf den Nordseeinseln [illegible]all ist. Der Tag verlief farblos und [illegible]azu hatte sich die Tante erkältet und [illegible] Sie meinte, die Wohnung sei zugig gebaut und legte sich früh in's Bett. Ich ging in die Küche, um ihr Thee zu bereiten.

Die alte Fischersfrau saß müde in der Heerdecke und wärmte ihre runzligen Hände. Ihr

Sohn, ein wetterbrauner Kraftmensch, flickte an der anderen Seite des Feuers ein zerrissenes Netz. Die Flamme umflackerte Beide mit seltsamem Licht; die Umgebung erschien völlig dunkel — ein stilvoller Rembrandt.

Diese Insulaner sind so schweigsam und zurückhaltend, daß es Mühe kostet, ihnen ein Wort zu entlocken, zumal ein freundliches. Sie fassen das Leben von andrer Seite auf als wir Thüringer. Frohes Gelächter ist ihnen einer der größten Luxusartikel.

Die Alte thaute auf, als ich ihr Porzellan lobte, das in Reih und Glied auf den Borden des Küchenschrankes stand. Dann kam sie allmählich von den Gegenständen auf ihre Familie und erzählte, daß sie vor drei Jahren ihren Mann und zwei erwachsene Söhne bei einem Sturm verloren habe. Das Schiff sei nahe der Insel umgeschlagen, angesichts ihres Jüngsten, der vergeblich zu retten versucht hatte.

Der junge Fischer verzog bei ihrem Bericht keine Miene, sondern flickte ruhig weiter. Der Gedanke an Schiffbruch und Tod wandelt ja beständig mit dem Insulaner, wie mit uns der Hang zu Lust und Vergnügen. Vielleicht dachte

er auch daran, daß ein solcher Wind, wie er jetzt um die Fenster pfiff, einst die Ouvertüre zu jener Tragödie aufgespielt hatte. Doch nein! sein Ideengang wird schlichter und natürlicher gewesen sein.

Plötzlich stand der fashe Gardelieutenant neben mir, wie aus den Heerdsteinen emporgewachsen. Ich ließ den Theetopf nicht fallen, zuckte auch nicht zusammen, sondern genoß voll und ganz die romantische Minute. Ich will den Wiederglanz der Flamme auf seinen Zügen nicht beschreiben und von den Worten schweigen, die er schnell und hastig sprach! — Rasch zum Knalleffect, zum Vitriolguß auf die Rosenwangen meiner Meernovelle: — — Die Dame, mit der er reiste, war nicht seine Mutter, sondern — — seine Frau!! — Schulden — Geldheirat — das übrige erklärt sich von selbst. — — —

Ich brachte keinen Laut über die Lippen; nur, als er mir die Hand küßte, als sein aschblonder Schnurrbart über meinen Puls glitt, hätte ich beinah aufgeschrieen, ich weiß nicht, ob aus Entzücken, aus Furcht oder aus — nun, aus Narrheit. Dann lief ich mit dem Thee so schnell als möglich zur Tante.

„Langweilst Du Dich nicht auch auf Norderney?“ fragte sie gähnend.

„Ja, ja!“ antwortete ich kühn. „Wenn Du willst, so laß uns morgen nach Langeroog fahren. Dort ist das Hospiz des Klosters Loccum, was selbst Fräulein Krähe noch nicht kennt, und auch gewiß viel reinere Luft als hier.

Ich verbrachte die Nacht mit Packen, und als am nächsten Morgen der blonde Premier und seine Gattin den Kaffee auf der leeren Veranda tranken, trugen uns die trügerischen Meereswellen bereits zu einem harmloseren Inselstrande. — —

# Der musikalische Lieutenant.

Die Soirée bei Excellenz ist auf der Höhe. Man hat sich soeben vom Souper erhoben, und durch die Flucht lichtheller Zimmer strömt die glänzende Haute volée. Die üblichen Gesellschaftserscheinungen sind sämtlich vertreten, Civil und Militair in den verschiedensten Nuancen. Kleine Intriguen, spitzige Reden und freundlich hingeworfene Kränkungen gucken hier und da aus der Decke allgemeiner Langeweile hervor, die sich selbst auf die Jugend zu legen versucht. Nur dann und wann tönt ein vergnügtes Kichern von jungen Lippen, fliegt ein schmachtender Blick aus einem Referendar- oder Lieutenantsauge zu einem Femininum hinüber — im Grunde ist es ja nur die verliebte Jugend

und die Lohndiener, wenn sie Witz haben, die sich bei solchen Festen amüsieren. Viele geben sich gar nicht einmal die Mühe, ihre gähnende Ungeduld zu verbergen. Andere wieder sind edeldenkend genug, die Bilder an der Wand oder die Nippes auf den stummen Dienern mit gutgeheucheltem Interesse zu studieren. Es ist eben auch eine Kunst, sich mit Manier zu langweilen.

Plötzlich werden in dem Stimmengewirr die Worte laut: „Herr von Wagnershausen will Klavier spielen!" Wie frisches Wasser auf eingetrockneten Boden, fällt dieser Satz belebend in die fatale Lage zu Ende gehender Unterhaltungen, und der Ruf wird bald ein allgemeiner. „Auch das noch!" knirscht der ältliche Beau am Buffet und greift zu einem Punschglas.

„Sagten Sie etwas, mein Lieber?" fragt der Hausherr beflissen.

„Ich bin glücklich, daß dieser reizende Abend noch durch Herrn von Wagnershausens geniales Klavierspiel verschönt werden soll, wenn das überhaupt möglich ist!" entgegnet der Gefragte verbindlich und behält fortan seine Meinung für sich.

Herr von Wagnershausen macht der Tochter des Hauses den Hof, wie die ganze Stadt weiß. Es ist auch nicht schwer zu merken, denn seine wasserblauen Augen haften mit der Beständigkeit eines Bohrwurms an ihrem blonden Köpfchen. Er erzählt überall, daß keine Dame in der ganzen Stadt so amüsant zu unterhalten verstehe wie sie, obgleich er seine Flamme nie zu Worte kommen läßt. Selbige findet sich mit großer Liebenswürdigkeit in alle Eigenheiten ihres Verehrers, lacht mit ihm, und im Geheimen wol über ihn, und ist ganz zufrieden, den stattlichsten Lieutenant des Regimentes in ihrem Schweif zu haben. Seine Tollheiten, Lächerlichkeiten, seine aufgeregten Geberden und unberechenbare Geistesabwesenheit, alles entschuldigt sie mit dem einen Grund: — „Er ist ja so musikalisch!“ — — —

Ein Kopf, in dem jede Walzermelodie hängen bleibt, den jede Oper nachhaltig mit Arien durchtönt, der Tagesprodukte wie „den Mann mit dem Cooks“ und „die kleine Fischerin“ beständig in sich fühlt, kann auf klaren Verstand selbstredend keinen Anspruch machen. Herrn v. W.'s musikalische Begabung ist mehr gelinde Verrücktheit als geniale Gottesgabe. Er spielt jede

Melodie aus dem Kopfe nach, phantasiert auch mit großer Routine stundenlang, gleichviel, ob mit oder ohne Auditorium. Besonders nervösen Naturen ist ein gewisser Schauder wohl zu vergeben, wenn Herr v. W. dem Klavierbock entgegeneilt. Soviel ist sicher: Einmal angefangen, hört er erst auf, wenn er sich selbst als letzter Gast empfehlen will, und was zwischen diesen beiden Thatsachen liegt, ist eine ununterbrochene Flut von Tönen, ein Potpourri von Götterdämmerung und Bettelstudent, von Tannhäuser und Possencouplets. Das arme Pedal hat dabei ebensoviel auszuhalten wie die Ohren der Mitmenschen, und Wagner's großer Geist schwebt geängstigt im Himmel der Töne hin und her und klagt den Engeln sein Leid über diesen furchtbaren militairischen Verehrer.

Herr v. W. hat sehr schöne Hände und kann 1½ Octave greifen, da sie seinem Körper nach entsprechend groß sind. Er ist überhaupt ein stattlicher Anblick, zumal in Reitstiefeln, wenn die 4 kleinen Teckel, die theils nach Wagner'schen Opern, theils nach seiner Flamme benannt sind, an ihm aufspringen. Auch ist er wolmeinend und herzensgut, aber seine Musikleidenschaft macht

ihn zum Verkehr beinah unleidlich. Dies Herumirren in anderen Sphären, dies zerstreute Zuhören bei vernünftigen Gesprächen, dies beständige Wiederholen derselben Sätze ist entweder komisch oder qualvoll zu beobachten.

Es gibt Leute, die zusammenzucken, wenn sie beim Eintritt in einen Salon Herrn v. W. am Thürpfosten lehnen sehen; es gibt ältere Beamte, die lieber 10 Stunden angestrengt arbeiten, als 10 Minuten mit officiell freundlichem Gesicht seinem Spiel zuhören; es gibt junge Lieutenants, die ihn hassen, weil er sich durch seine Kunst überall zum Mittelpunkt macht; aber es gibt auch andere, die seinem Spiel dankbar sind, weil es sich bei dem Lärm so gut hinter dem Fächer flüstern läßt; es gibt junge Mädchen, die seine Hünengestalt und seinen rothen Kopf mit Vergnügen vor dem Klavier sehen, und es gibt stumme Beobachter, die jedem Menschen gern ein Dutzend schlechte Eigenschaften zu Gute halten, wenn er nur etwas Originelles an sich hat.

Herr v. W. ist jetzt ein Original von 33 Jahren, noch immer ein großes Kind, gutmütig bis zur Übertreibung, ein sehr mangelhafter Officier, aber firmer Walzertänzer. Er kennt den

ganzen „Faust" auswendig, ist zwei Mal in Paris gewesen und hat den Parcival in Bayreuth gesehen, und wenn seine Flamme das noch nicht weiß, so liegt es nicht an ihm, denn er erzählt es ihr jedes Mal, wenn er neben ihr zu Tisch sitzt, und das geschieht sehr oft.

Alte Tanten, welche die Welt und ihren Lauf nur aus Kaffees und Vereinen kennen, bezeichnen ihn als „gefährlichen, gewissenlosen Courmacher". Doch wer sein Wesen erfaßt hat, entschuldigt auch dies beständige Minnewerben mit dem Refrain: „Er ist ja so musikalisch!" —

## Pechvogel.

Gleichwie es Menschen gibt, die vom Glück sozusagen geprügelt werden, sind auch leider deren Antipoden vorhanden, Erdenpilger, denen jedes Butterbrod auf die gestrichene Seite fällt, und die bei der allgemeinen Glücksjagd gewiß noch in dem Augenblick auf die Nase fallen, wenn sie nur noch die Hand auszustrecken brauchen, um einen Zipfel von Fortunens göttlichem Gewande zu erhaschen.

Lieutenant S. ist solch ein Pechvogel und würde ein gutes Sujet für eine sentimental-empfindsame Feder sein, die ihn, à la Dickens, von der Wiege bis zum Grabe zu begleiten die Geduld nicht verlieren wollte.

Seine Existenz hat zwei Seiten, eine komische und eine tragische. Sie grenzen hart aneinander, und wenn wir sie betrachten, wissen wir oft nicht, ob wir lächeln oder seufzen sollen. Ein unglücklicher Mensch spricht zu unserm Mitgefühl, aber ein „unglücklicher Lieutenant“ hat beinahe etwas Komisches.

Unser armer Freund wurde Militair, weil er als Officierssohn die Corpserziehung umsonst hatte. Sein Vater war lange tot, und als er das Patent erhielt, stand er als zuschußloser Lieutenant vor einer Reihe von Jahren, die von andern mit Jubel begrüßt wurden. Ob es möglich ist, daß er von der geringen Gage auch noch seine Mutter unterstützte, lasse ich dahingestellt; es war vielleicht nur eine Vermutung, die aber seine Lebensweise bestätigte.

Armut wirkt um so drückender, je glänzender eine Stellung nach außen hin ist. Sie gab seinem Charakter bald das rauhe, abstoßende Gepräge, welches ihn jetzt von allen Mitmenschen fernhält. Gesellschaften und Theater, Reisen und fröhliche Zechgelage muß er sich versagen, und kahl und einförmig reihen sich seine Tage zu einer freudlosen Schaar. Die einzigen Unterbrechungen bilden

seine kleinen Malheurs, über welche tausend Anecdoten cursiren. Für eine können wir uns als Augenzeuge verbürgen.

Durch große Diensttüchtigkeit hat er sich einen Adjutantenposten erworben. Bei der Hauptbesichtigung vor dem „Höchst-Commandierenden" bekommt sein Pferd die Drehe, und wehrlos bietet er dem versammelten Regiment eine Viertelstunde lang den Anblick einer unfreiwilligen Carroussel-Bewegung.

Für Unbeteiligte mögen solche Fälle erheiternd sein, aber für den, der sie oft erleidet, tragen sie einen bitteren Stachel in sich. Unter dem lustigen, bunten Rock ein krankes, gequältes Herz durch die Menschheit zu tragen, ist gewiß schwerer, als dasselbe in einer Wüstenei weltentfremdet zu verbergen. Ein Leben, das der verschuldete Roué, der betrogene Liebhaber, leichtsinnig dem Kugellauf preisgiebt, in solcher Lage mutig auf den Schultern zu behalten, ist ein Heroismus, dessen mancher unter uns vielleicht nicht fähig wäre. Darum laßt uns vor dem armen Unstern den Hut abnehmen, steht er doch an sittlichem Gehalt hoch über vielen, glückverzogenen Erdensöhnen!

Eine einzige Lebenshoffnung pocht noch in seiner Brust. Sie heißt: „Krieg“. Aus den alltäglichen Qualen ungebunden hinausziehen in Kampf und Tod, freudig sterben dürfen für die Freiheit, die ihm mit demselben Siegesblick entgegenlächelt wie seinen Kameraden — das ist der einzige Gedanke, der ihn aus dem Elend des Daseins erhebt. Krieg! besser heute als morgen!

Was nützt ihm die Aussicht, daß er vielleicht in 15 Jahren Hauptmann wird und dann sein tägliches Rechenexempel sorglos machen kann? Seine Mutter, die bleiche, langgeprüfte Frau, deren einziger Sonnenblick sein ernstes Antlitz ist, wird sich alsdann in kühler Erde nicht mehr darüber freuen, und was nützen ihm selbst die Güter der Welt, wenn die Zeit jugendlichen Genießens unrettbar vorbei ist? Die Freude und das Lachen sind ihm schon jetzt fremde Gäste und erst in 15 Jahren? Nein! Besser heute Krieg als morgen!

Aber die Kugeln suchen sich oft unbegreifliche Ziele, und wer an die Ironie des Schicksals glaubt, wird dem lebensmüden Pechvogel keinen Heldentod prophezeien.

Manchem daseinsfrohen Kameraden, der in der Heimat noch viel zu leben und zu lieben hat, pfeifen die Feindeskugeln ein Sterbelied; aber der bleiche Unstern kehrt im brausenden Siegesjubel unverwundet zurück, als ein tapferer aber trauriger Held, die Seele voll von ungestilltem Weh, den Helm mit deutschem Eichenlaub bekränzt.

## Signor Enrico.

„Seltsam!" sagte einst ein enragierter Corpsstudent zu mir. „Jena ist ein so kurzes Wort, hat nur vier Buchstaben, und birgt dennoch einen ganzen Himmel in sich."

Bald darauf kam ich in eine kleine Residenz, die total auf dem Kopfe stand, weil ein schöner Heldenspieler epidemienartig in den Herzen grassierte.

„Und wenn man bedenkt," stöhnte eine junge, musenfreundliche Dame, „daß sein Name nur eine Silbe hat, nur 3 ärmliche Lettern! Wie heißt es doch gleich im Mennoniten? „Welch' kleiner Name für so großen Mann!"

Aehnlich verhält es sich mit dem Worte „Sport". Wer die fünf armseligen Buchstaben

vor sich sieht, begreift auch nicht, daß sie sternengleich über manchem Lieutenantsleben strahlen, ja, bei vielen sogar einen Pas vor der Liebe haben. Wer sich dem Sport ergibt — wir sprechen hier vom Pferde- und Rennsport — scheidet aus der allgemeinen Klasse der Sterblichen, besieht die Welt durch eine vollständig neue Brille und bekommt gänzlich andre Begriffe von Lust und Genuß. Die Erde ist für ihn in erster Linie ein geeigneter Rennplatz, und die Menschheit nur deshalb geschaffen, um dem Pferde, dem vierbeinigen Herrn der Schöpfung, Gelegenheit zu geben, seine hohen Talente zu entwickeln. Wettrennen sind die Marksteine, nach denen er rechnet, seine Pferde zuerst an's Ziel zu bringen seine tiefste Sehnsucht, die Fata Morgana seiner Träume.

Signor Enrico (diese fremdländische Benennung ist wol darum gestattet, weil er von seiner Mutter südliches Blut und Gesicht geerbt hatte), Signor Enrico also war an der allgemeinen Kletterstange des Daseins zur Höhe des Seconde-Lieutenants gelangt. Der dunkle Kopf, der auf einer mittelgroßen, zierlichen Gestalt saß, hatte ein paar Augen, die mit interessant melancholischem Aus-

druck zu blicken verstanden. Sie ließen eine Art Verhängniß vermuten, halb bewußt, halb absichtslos. Bekanntermaßen hebt ein wenig Unglück jeden hübschen Jüngling in weiblichen Augen. — O! ein trauriger Seconde-Lieutenant ist ein so anziehender Held für einen ersten Roman! Dies wußte Signor Enrico vielleicht, oder meinte er wirklich, daß über seinem schwarzen Scheitel ein Verhängniß schwebe? Hatte er denn nicht gemerkt, daß Fräulein Virginie ihm nur zugelächelt, um ihren phlegmatischen Gutsnachbarn in einen Othello zu verwandeln? Als die harmlose Komödie mit einer Verlobung endete, warf sie dem geprellten Liebhaber allerdings ein paar Worte über Dépit-Heiraten hin, die Enrico — phantastisch wie er als Mensch, und eingebildet, wie er als Lieutenant war —, mit einiger Anstrengung für Reue über ihren Schritt halten konnte.

„Sie liebt mich! Es ist klar!" murmelte er vor sich hin, wandelte Abends einsam und dichtete eine Elegie auf Virginia. Damals war Pegasus sein Lieblingspferd.

Auf Virginia, die sich, wie oben erwähnt, an der Seite eines ungeliebten Gatten in Sehnsucht nach dem verlorenen Enrico verzehrte, folgte

in erster Linie Bella Artemis, eine reizende Kunstreiterin, die beim Durchmessen der Rennbahn ihre graziösen Kußhände besonders zahlreich in die Richtung der Husaren warf, was unser Held stets allein auf sich bezog.

Nachdem der Circus die Stadt verlassen hatte, schenkte er seine Gunst an Fräulein Zärtlich vom Stadttheater und erschien allabendlich im Parquet, wenn sie eine Rolle hatte. Ihre Rollen waren nicht groß. Sie brachte höchstens ein Kaffeegeschirr auf die Bühne, trug die Schleppe der Königin Elisabeth oder pantomimte in Volksgruppen Wut oder Entzücken, je nach der Sachlage. Aber sie führte diese kleinen Partien so allerliebst durch, sie drehte ihre dunklen Augen ganz ihrem Namen entsprechend, sie sprach mit einer süßen, lispelnden Stimme — o, er schwärmte für sie, mehr noch als für die Ulrich, die in der Zeit gastierte und manchem Kameraden ein ohnehin verdrehtes Haupt noch völlig verdrehte. Er traf sie auch öfters auf seinen Spazierritten vor der Stadt, brachte es aber, Dank seiner angeborenen Schüchternheit, nicht über einen ersten, zaghaften Kuß hinaus. Vielleicht war es Kummer über seine scheinbare Kaltherzigkeit, daß Fräulein

Zärtlich plötzlich von der Bildfläche verschwand, seltsamerweise zugleich mit dem komischen Liebhaber. Vielleicht gebrauchte sie dessen gute Witze, als Linderung für ihre Qual.

Ein Verweis des Obersten für diese zweifelhaften Penchants reifte in Enrico den Entschluß, fortan nur in der Gesellschaft zu lieben. Mit Leichtigkeit erreichte er den Verkehr in den besten Familien und wurde — nicht gerade ein Löwe, aber doch ein begehrter Tänzer, der hier und da auch wirklich ein Herz brach. Mariechen, ein leicht entzündbarer Backfisch, begegnete ihm täglich an derselben Stelle, Angelika wurde aus Liebe zu ihm schleunig in den Süden gebracht, um über die Bläue des Gardasees das Blau seiner Uniform zu vergessen, und die junge Frau eines alten Würdenträgers versuchte es, Sardou'sche Netze um ihn zu spinnen. Doch machte ihn dies alles nicht glücklicher, sondern fröhnte nur seiner Eitelkeit. Ja! er wurde so eitel, daß er das Theater verließ, wenn der berühmte Held mit dem schönen Gesicht und dem kurzen Namen im Vollbesitz männlicher Reize die Bühne betrat. Wo er hinkam, verlangte er den Apfel für sich. Als ein einstiger Bewunderer seiner Dichtkunst, der

inzwischen zum Lieutenant avancirt war, ihm den Rang als anerkannter Regiments-Beau zu rauben drohte, fühlte er eine brennende Eifersucht und — es war die Zeit, in der die vielbesprochenen Lebensmüden alle Schaufenster verunzierten —, dachte sogar vorübergehend an Selbstmord.

Doch eine plötzliche Wendung verwandelte Signor Enrico gänzlich. Er beschloß auf Zureden einiger Sportsmen mit seiner Satanella (vom Potrimpos aus der Ollyan) an dem bevorstehenden Wettrennen teil zu nehmen, betrieb mit Ausdauer die Vorstudien auf dem weiten Terrain und fühlte sich dabei so wohl auf dem Rücken seiner Vollblutstute, wie noch nie.

Der große Tag kam. Das cavalleristische Feuer in ihm brannte lichterloh auf. Potrimpo's bis dahin unbekannte Tochter übertraf sich selbst, und angesichts der Landesherrscher, der gesammten Garnison, der ganzen Haute volée beiderlei Geschlechts, siegte Satanella, geritten vom Besitzer, zu beiden Malen, wie sie wollte.

Dies Wettrennen war für Enrico der Rubicon seines Lebens. Hatte ihm noch am Morgen ein sentimentales Gesicht aus dem Spiegel entgegengeschaut, so erblickte er am Abend — er sagte

diesem Möbel meist sehr ausführlich gute Nacht — einen forschen, strammen Zug auf seiner Stirn. Durch die Seele zog ein tönendes Etwas, kein Wipfelrauschen, kein Liebesgeflüster, nein! klingende, klirrende, stampfende Klänge — es waren die Motive zur Sport-Leidenschaft. In jener Nacht jagte er in tollem Traume unaufhörlich weiter um den Rennplatz; sein bisheriges Wesen zerflog flatternd in die Winde, und seitab im Zaungraben verloschen die Sterne, die ihm bisher geleuchtet hatten. Er wachte auf als ein Sportsman sans phrase, und in immer steigendem Maße wandert jetzt die Wettrennlust mit ihm über eine Erde, die für ihn keine köstlicheren Güter mehr hat, als Pferde, ja Pferde! —

## Prima-Qualität.

Prinz Haben-Graben-Honigwaben wurde von seinen erlauchten Eltern, weil gar nichts anderes mit ihm anzufangen war, in ein ebenso vornehmes, als kostspieliges Regiment gesteckt. Er konnte gerade auf dem Pferde sitzen, immer schon etwas. Der Reichsbaron Helf von Helfenstein-Singershausen konnte das nicht und war doch schon 4 Jahre älter. Trotzdem hielten sie gute Freundschaft und hatten, da man ja zum Skat einen Dritten gebraucht, den Grafen Kuno von Winkelstein in ihren Kreis aufgenommen, obgleich derselbe nicht reichsunmittelbar ist. Sie machten täglich um dieselbe Zeit die Hauptpromenaden unsicher und hatten dabei einen weiblichen Cortège

hinter sich, da bekanntlich eine gewisse Mädchen-klasse über tönende Namen selbst den Mangel äußerer Reize vergißt. Durch diese Erfolge überschätzten die Drei natürlich ihre Capacitäten in unglaublicher Weise.

Wenn das edle Trio bei Sect und Austern mit Weibererfolgen renommirte, zitterten die Schüsseln förmlich in den Händen des prinzlichen Valet de chambre, der viel klüger war als die Drei zusammen mit 10 multiplicirt.

Jeder dachte von dem andern sehr geringschätzig.

Prinz Honigwaben nickte neulich in der „Jungfrau" bei der Stelle: „Mit der Dummheit ꝛc." dem Reichsbaron von Helfenstein höchst anzüglich zu und wandte sich dann zum Grafen Kuno mit den Worten: „Na, der hat aber sein Teil! Paßte doch famos! Sehr witzig, nicht?"

Der Reichsbaron stach dafür am selben Abend hinter den Coulissen den Prinzen bei der Soubrette aus und Kuno von Winkelstein dachte bei sich den unbegründeten Gedanken: „Laß die Beiden sich ärgern! Du bist nun doch einmal der Schlauste von der ganzen Gesellschaft!"

Dieser kleine Zwist hinderte sie aber nicht, am nächsten Morgen in alter Seelenharmonie ihr Caviarfrühstück einzunehmen.

Ueberhaupt sah man sie beinah niemals einzeln, sondern immer in Gruppe.

Prinz Honigwaben war ein kleines, vertrocknetes Männchen, eine jener unvermeidlichen Erscheinungen, in denen der Glanz eines alten Geschlechtes wie eine Straßenlaterne verlischt. Der Reichsbaron besaß eine Hünengestalt. Alle Kraft hatte sich bei ihm in den Rumpf gesetzt, leider nichts in den Kopf. Die Morgenröte einer intensiven Neigung zum Rebenstock schimmerte auf seinen fleischigen Zügen, und der breite Mund hatte nichts mit den Rosenlippen gemein, welche bei den ritterlichen Gestalten alter Volksmärchen eine so große süße Rolle spielen. Graf Kuno war ziemlich von gleichem Format, doch besaß er eine Zierde, die den beiden andern auf ein Haar abging, nämlich einen langen, wolgepflegten und keckgedrehten Schnurrbart. Diesen Schnurrbart! Mon Dieu! wie er ihn liebte! Wie stolz er auf ihn war trotz seiner ominös brandroten Farbe! Wie oft er ihn durch die langen Finger

gleiten ließ! Und mit welcher Verachtung er auf die bartlosen Kinne seiner Spießgesellen sah! Daß ihm zur Buße dafür die Vorsehung eine frühzeitige Tonsur auf den Kopf geschoren hatte, schien er nicht zu bemerken. In Mütze oder Helm war er entschieden die annehmbarste Erscheinung von den dreien — allerdings ein zweifelhaftes Lob!

Aus naheliegenden Gründen öffnete sich jeder Salon bereitwillig den drei hochvornehmen Lieutenants. Sie tanzten nicht schlecht; nur Prinz Honigwaben stieß mit seinen mageren Knochen beim Walzer den Damen beinah Löcher in die Knie. Sie führten auch eine Art Konversation, machten sogar Witze — und die Witze mußten gut sein, nach dem stets folgenden Gelächter zu schließen — sie schnitten auch die Cour — natürlich alles auf ihre Weise. Man konnte dem Reichsbaron keinen größeren Gefallen thun, als wenn man ihn einen „Don Juan" nannte. Er trug beständig zwei kostbare Diamant-Armbänder und murmelte unverständliche Worte, wenn jemand nach dem Woher? fragte. In Wahrheit hatte er dieselben in höchst eigner Person in der Berliner Passage gekauft, oder nein! — letzteres stimmt

doch nicht ganz — vielmehr in der Berliner Passage für seinen Vater anschreiben lassen.

Dann und wann kam es vor, daß „der gesammte Lieutenant" dieses extrafeinen Regimentes zum Hofball in eine unweit gelegene Residenz geladen wurde. Das Frühstück bei den dortigen Kameraden ruinierte unser Trio meist schon total. Man erzählte, die empfindsame Fürstin jenes Ländchens sei beinah vom Throne gefallen, als ihr persönlicher Kammerherr, der übrigens den drei Husarengrazien an Geist nicht viel herausgab, ihr selbige vorstellte. Nach dieser Procedur gingen sie in den Nebensaal und setzten sich in einer Reihe an die Wand unter die Copie eines herrlichen Veronese'schen Gastmahls. Sie wurden viel betrachtet. Die Lakaien waren außer sich über den Weinconsum, die jungen Mädchen indignirt über solche Tänzer.

Der Commandeur ihres Regiments, ein simpler Herr von Stetter, lächelte seltsam in sich hinein, wie er im Ballsaal an seinen Lieutenants vorbeiging. Er selbst war das Muster eines schneidigen Husaren, schmiegsam und stark, elegant und witzig, und rettete die Ehre seines Regiments vollkommen bei der Damenwelt der Resi-

denz. Zwar balancierte er schon auf der Wende des vierten Jahrzehntes, aber er gehörte zu dem Typus, der sich am längsten conservirt, zur edlen gefährlichen Rasse der Lady-Killer.

## Auf der Lobdaburg.

„Sonderbar!" bemerkte gestern meine kleine Freundin. „Ihre Lieutenants stehen beinah alle in kleinen Garnisonen. Warum lassen Sie sich Berliner und Frankfurter Großstadteffekte entgehen?"

„Chère amie!" erwiderte mein weises Ich, „mit den Lieutenants ist es wie mit den Studenten. Je kleiner die Stadt, desto größer die Wirkung, die sie machen. Was wäre zum Beispiel Jena ohne Studenten? Ich glaube, die lieben, kahlen Berge würden traurig die schöngethürmten Häupter schütteln, wenn die fröhliche Bande das unvergleichliche Saaleparadies verlassen wollte, spielt in jenem gesegneten Thal doch der Bruder Studio die Hauptgeige. Was

bedeutet hingegen der Leipziger, der Berliner Student? Derselbe zerhackte Spaßvogel, der in Jena ein kleiner König war, ist eine Null im Getriebe der Handels- oder Hauptstadt. Mit dem Lieutenant steht es nicht anders. Wo er nach Hunderten zählt, ist ihm das Hervorthun sehr erschwert; in einer kleinen Stadt hingegen, in der aller Augen auf ihn gerichtet sind, gibt er sich, wie er ist, in seinen apartesten Nuancen. Sie wissen, wie sehr ich gegen Schablone bin und glaube also, den Herren Kriegsgöttern selbst den größten Gefallen zu thun, wenn ich ihnen weder an die Turnanstalt noch zur Kriegs-Akademie folge und sie kurz und gut in kleinen Garnisonen auftreten lasse."

„Ich danke für die Belehrung!" lächelte mein Vis-à-vis zurück und ließ dann — wir fuhren nämlich in der Eisenbahn — das Coupée-fenster nieder und bog den blonden Kopf weit hinaus. Ihr Schleier und ihr Haar flatterten lustig im Wind, und mein Herz flatterte mit um die lieben Wangen herum.

Durch das friedliche Saalthal ging unsre lustige Fahrt. Wie ein fröhliches, Wirklichkeit

gewordenes Studentenlied nickte der Fuchsthurm von dem grünen Wälderthron hernieder,

„Und noch wie einstmals bog die grüne Weide
Den schlanken Stamm hinab zum Wellenschaum,
Und weiter träumt im morschen Trümmerkleide
Die Lobdaburg den alten Geistertraum.“

„Einstmals!“ Damit meine ich die Studentenzeit. Die kleine Freundin weiß schon, daß ich bei diesem Wort melancholisch werde und droht ermahnend mit dem Finger. Aber davon verstehst Du nichts, goldblonde Saaleblume! Ich habe über diesen Punkt dieselbe Ansicht, wie Scheffel über den ersten Kuß der Liebe:

„Freude, daß auch ich ihn küssen durfte,
Wehmut, daß er schon geküßt ist!“

Studentenzeit! Ach, wie leider für manchen Studenten die „Lust der Waffen“ eine Sache ist, für die er meint, sich nicht begeistern zu dürfen, so ist das unbeschreibliche, nie wiederkehrende Studentenglück dem stolzen Lieutenant ein leerer Schall, ein übertriebener Wahn! Thoren — alle Beide!

In Göschwitz stiegen wir aus und wanderten im warmen Sonnenlicht gen Burgau. Es war ein glücklicher Tag, und die Kastanien, die sich im Burgauer Gasthausgarten über die Saale

biegen und mit hängenden Zweigen die Wellen streicheln, können manches Wort erzählen, das ich hier als unnötige Abschweifung unterdrücke. Vielleicht ist es thöricht, an heißen Tagen Lichtenhainer zu trinken und über den Rand des hölzernen Kruges in Mädchenaugen zu schauen — aber dafür ist man ja jung und in Thüringen!

Am Nebentisch saßen Jenenser Studenten. Es waren zwar nur Blasen, aber darum klang ihr Salamanderreiben und Gesang nicht schlechter.

„Auf den Bergen die Burgen,
„Im Thale die Saale —“

so klang das alte, schöne Sehnsuchtslied in die Welt hinaus. Meine kleine Freundin trommelte mit ihren niedlichen Fingern den Takt auf dem Tisch! — Wahrlich! es war ein glücklicher Tag, und daß die Tante zu Hause geblieben war, verminderte das Glück gerade nicht.

Als die Sonne sich zum Abend neigte und kühlende Lüfte vom Wasser her wehten, wanderten wir über die Brücke und durch das kleine malerische Dorf Loboda zur alten Burg hinauf, die so reich an Akazien und Erinnerungen ist.

Um das bröckelnde Fensterkreuz umschlang ein Jasminstrauch seine duftenden Arme. Ich hob meine kleine Freundin auf das graue Gesims und setzte mich daneben auf ein massives Capitäl, das einst wol den gothischen Bogen des Bankettsaales geziert hatte.

An diesen Punkt knüpften sich erbauliche und belehrende Betrachtungen über die sagenhaften Schicksale der Ritterburgen. Ich machte meine Nachbarin auf die wunderbaren Luftfärbungen aufmerksam, die über das fernliegende Schwarzathal gelblich rote Schleier zu breiten schienen. Schließlich wurde ich müde vom Reden, und nun war es die kleine Freundin, die mich unterhielt.

„Ich habe neulich im Kalender eine Geschichte gelesen," sagte sie, „von einem Lieutenant, der eigentlich kein Lieutenant war, sondern nur Spaßes halber einen Winter in der Garnison mitmachte. Die Geschichte hieß:

## „Photographische Wirkungen“

und hatte die Eigentümlichkeit, daß ihre Hauptfigur eine vollständig passive Rolle spielt und nicht ein einziges Mal den Mund zu einer direkten Rede aufthut.

Der bewußte Lieutenant besaß ein großes Gut mit vielen Feldern und Bauerstellen, und da seine Eltern gestorben waren und er keine Geschwister besaß, verwaltete er es als pflichtgetreuer Mann selber. Doch die Einsamkeit behagte ihm auf die Dauer nicht. Er sehnte sich, obgleich er im übrigen sehr vernünftige Grundsätze hatte, auch einmal nach Bällen, Concerten und Theater — kurz und gut: nach den Vergnügungen anderer junger Leute seines Alters. So fand ihn denn der nächste Winter als Lieutenant in dem Dragoner-Regiment von Ypsilon.

In seiner Schwadron stand ein hochgeschossener blonder, etwas einfacher Kamerad — ein hübsches Futteral, jedoch ohne anregenden Inhalt.

Dieses Futteral hatte Gnade vor Fräulein Wanda's Augen gefunden, die seit einigen Monaten bei ihrem Vormund, dem Obersten, zu Besuch war. Zwischen den beiden gab es nun eine vielbesprochene Courmacherei. Die Frage, „ob es etwas werden könne oder nicht" wurde lebhaft debattiert. Der Geldpunkt gab den Ausschlag. Fräulein Wanda's Portemonnaie war leer wie die Wüste Sahara und das hübsche Futteral hatte nicht einmal „klingenden" Inhalt.

Die junge Dame war sehr betrübt. Da sah sie eines Tages in einem Ladenfenster die Photographie seiner Schwadron stehen und aus den vielen einfältigen Gesichtern der Mannschaften blickten die theuren, einfältigen Züge des „Herrlichsten von Allen" hervor. Sie ruhte nicht eher, als bis sie ihren kleinen Vetter Arthur, eine junge Gurke aus Quinta, die mit besonderer Vorliebe auf Amors Wegen wandelte, bestochen hatte, das Bild zu kaufen. Arthur machte sich mit einem Kneifer aus Fensterglas, den er für 10 Pfennig

auf dem Jahrmarkt erstand, unkenntlich und wanderte in der Dämmerung in den bewußten Laden. Wie erschrak er, als der Commis ihn gleich bei seinem Namen anredete! doch schnell gefaßt, wie junge Herren dieses Alters in kritischen Lagen immer sind, bemerkte er kühn:

„Sie müssen wissen, die Jungfer, die mich bedient, möchte es haben. Sie hat einen Schatz darunter, und ich will mich einmal für ihre Gefälligkeiten erkenntlich zeigen."

Der Commis lächelte. Arthur bezahlte 2,50 Mark und stand in kurzer Zeit glückstrahlend vor dem Zimmer seiner Cousine.

Das Bild kam zu großen Ehren. Es wohnte in Wanda's Geheimnißkasten und hielt gute Nachbarschaft mit parfümierten Briefen, Blumenmumien und Schauspieler-Photographien. Am Abend, wenn die Thür verriegelt war, holten weiche Hände es hervor und sahen schöne, traurige Augen es an, und die gewöhnlichen Kriegsknechte auf dem Bilde mochten denken, daß ihnen der Cultus gelte, denn dann und wann fiel eine heiße Thräne auf ihre stämmige Schaar.

Als Fräulein Wanda nach Hause zurückkehrte, wo sie einem pedantischen, 20 Jahr älteren Stief-

bruder die Wirtschaft führte, bekam der Geheimniß-kasten neue Einquartierung, nämlich das ganze große Bouquet, welches das hübsche Futteral ihr zum Abschied geschenkt hatte. Der kleine Arthur war dabei gewesen, um mit bedeutungsvollem Lächeln den letzten Liebesblick der Beiden aufzufangen, und dann ging der Zug von dannen und die arme, liebliche Wanda hätte sich in „unhappy love" verzehren müssen, wie das heutzutage so vielfach Mode ist, wenn sie nicht eine so kräftige, gesunde Natur gewesen wäre. Sie biß sich ein paar Mal auf ihre rothen Lippen und sah dann so gleichgültig zum Coupéefenster hinaus, daß die alte Schachtel vis-à-vis denken mußte, der Blumenspender sei nicht ihr amateur, sondern ihr leiblicher Bruder gewesen.

Der Frühling machte dem Sommer Platz, aber die Schwadrons-Photographie merkte nichts davon, denn sie kam wochenlang nicht an's Licht.

Endlich — es war eine Gewitternacht und Fräulein Wanda suchte Zerstreuung; um den Donner zu überhören, öffnete sie den Geheimnißkasten wieder. Eine schnelle Hand warf die Bouquetleiche mit raschem Schwung auf den Tisch, und Wanda's Blicke suchten auf's Neue das

hübsche, halbvergessene Futteral. Sie hielt das Bild nahe an die Lampe und sah plötzlich, seltsam! in ein andres Gesicht, welches sie bisher kaum beachtet hatte. Das war ja der Lieutenant, der zuweilen mit dem Futteral ging und ihr jedes Mal im Cotillon ein Bouquet brachte, der Gutsbesitzer, den man eine gute Partie nannte, und der viel ernsthafter und klüger als seine Kameraden schien. Wo hatte sie nur ihre Augen gehabt, daß sie das jetzt erst bemerkte?

Sie dachte scharf zurück und sah seine hohe Gestalt deutlich vor sich; sie hörte ihn lachen und sprechen und fand plötzlich, daß er einen noch bessern Walzer getanzt habe als das hübsche Futteral. Sie sah wieder und wieder in sein Gesicht. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie im Nachtkleide sei. Sie wurde rot, wie der Kragen seiner Uniform damals geleuchtet hatte, legte das Bild schleunig in den Kasten, sich selbst ins Bett und träumte bei Donner und Blitz — nun! nicht vom hübschen Futteral.

„Dem Zufall nichts überlassen, sondern sich selbst das Glück erobern," war Wanda's Lebensprinzip, und diesem Grundsatz getreu schrieb sie Tags darauf einen Brief an Arthur in die

Residenz, versprach ihm eine Bonbonnière zum Geburtstag und fragte am Schluß wie von ungefähr, was denn eigentlich der alte Hausarzt mache? und wie es dem Lieutenant ginge, „weißt Du, dem mit dem ernsten Gesicht, der Dir einmal Apfelsinen schenkte?“

Die Antwort blieb zwar lange aus, aber als sie ankam, erfüllte sie Wanda's Hoffnungen. Zwar handelten die ersten Seiten nur von Herrn Kahlkopfs Extemporalen und von den bösen Streichen Koppy Feldmüllers, eines Gesinnungsgenossen des jungen Mannes. Endlich am Ende des Bogens kam ein Bulletin über den Onkel Doktor, und dann die Notiz, daß der „Apfelsinenlieutenant“ im Frühjahr auf sein Gut zurückgekehrt sei und sich nicht, wie Arthur ganz bestimmt erwartet hatte, mit Helenchen v. Dümmershofen verlobt habe. „Sie wird ihm wol zu einfältig gewesen sein,“ fügte der kleine Damenkenner in Klammern hinzu. „Meinem Geschmack nach ist sie wenigstens reichlich borniert.“

„Ich möchte wol einmal einen dummen Streich machen,“ sagte Wanda, als sie den Brief in ihren Kasten schloß. „Mein Bruder kümmert sich ja kaum um mich. Reisegeld habe ich.

Mangelhafte Gesundheit läßt sich leicht heucheln, auch ohne darum eine verlorene Seele zu werden. Also reisen wir nach Sulzach!"

Sulzach ist ein kleines Stahlbad in einer leichtgehügelten Gegend Norddeutschlands. Die Quelle ist schwach genug, um nicht zu schaden, und stark genug, um dem anmutigen Ort einige Badegäste zu sichern. Jenseits des Berges, an den sich die Sommervillen lehnen, führt eine breite Chaussee zu einem Buchengehölz, an dessen Rand das Herrenhaus — nun ja! wessen Herrenhaus, das wußte Wanda genauer als wir. Er hatte ja so oft von seiner Heimat und ihrer reinen Luft gesprochen, wenn im Ballsaal die Pfröpfe knallten und der Walzer über die Tasten und das Parquet jagte.

Acht Tage später trank Wanda an einem blühenden Morgen den ersten Quellentrunk von Sulzach.

Sie hatte sich in eine Damenpension eingemietet, die bereits zwei todschlagderbe Brittinnen und ein paar bleichsüchtige, schweigsame, deutsche Mädchen beherbergte. Eine bebrillte, graugelockte Sechszigerin stand dem Haushalt vor. Wanda wurde bald als eine Art Prinzessin betrachtet.

Ihre natürlichen Reize, die Reserve ihrer Manieren und die scharfe Klugheit ihrer Worte waren seltene Artikel in dem kleinen Bade.

Doch merkte sie selbst nichts von dem Furore, das sie machte. Ihre Gedanken flogen mit jedem Blütenblatt, jedem Windhauch in das Thal jenseits des Berges, und als die nächsten Sonntagsglocken durch die idyllische, abgelegene Welt läuteten, machte sie sich auf den Weg, um mit der zähen Sicherheit eines Columbus ihr Amerika zu entdecken.

Sie ging gerade auf ihr Ziel zu, ohne Wegweiser und Kenntnis der Gegend. Im Reich der Eisenbahnen und Telegraphen schießen die Täuschungen wie Spargel aus der Erde, aber durch das Idyll eines weltfernen Thales führt der Instinkt der Liebe jedweden Wandrer mit der Unfehlbarkeit eines Magneten.

Die Wetterfahne auf dem Gutshaus blickte durch dunkle Tannenspitzen, und an dem Dorfbach spielten ländlich geputzte Kinder mit Steinen und Blumen. Eine Brücke spannte über das plätschernde Wässerlein drei massive Bogen und stieß mit dem einen Eckpfeiler an den sonnigen Friedhof. Aus der offnen Kirchthür sandte eine

ländliche Orgel ihre dünnen, aber sympathischen Töne ins Freie und Wanda folgte dem frommen Ruf.

Sie trat in die niedrige, blumengeschmückte Dorfkirche. Ein Sonnenstrahl, der schräg durch ein hohes Fenster fiel, blendete sie für eine Minute. — Oder war es das Himmelslicht aus Menschenaugen, welches von dem holzgeschnitzten Stuhl an der Altarseite zu ihr hinüberblitzte?

Sie lächeln? unterbrach sich hier meine kleine Freundin. Natürlich haben Sie längst gemerkt, daß es so kommen mußte, und nur mit malitiöser Neugier auf die Kulisse gewartet, die ich hinter das Wiedersehen meiner Helden schieben würde. Blos um Ihnen eine Überraschung zu bereiten, kann ich dieselben aber doch unmöglich unglücklich werden lassen und zeige Ihnen darum jetzt der Wahrheit gemäß statt besonderer Meldung ihre Verlobung und baldige Heirat an. Wanda fand den braven, tüchtigen Landedelmann noch hundert Mal anziehender als den ehemaligen Lieutenant, und tausend Mal liebenswerter als das einst verehrte hübsche Futteral.

Und er? Vielleicht hatte er sie schon damals geliebt, als beide den Winter in der Residenz

mitmachten. Vielleicht hatte die Erscheinung ihrer feinen Schönheit in der schlichten Umgebung plötzlich seine Gefühle erobert; vielleicht auch — nun! Männern kann man ja nicht ins Herz sehen!"

Mit einem strafenden Blick begleitete meine kleine Freundin ihren plötzlichen Schlußeffekt, den ich allerdings für zeitweiliges Lächeln verdient hatte.

Während wir uns beide erhoben, beeilte ich mich zu sagen:

„Aber junge Damen lassen sich ins Herz sehen, bisweilen auch hinter die Stirn. Und hinter Ihrer Stirn, kleine Freundin, vermute ich den Kalender, in dem Sie diese Geschichte gelesen haben wollen."

Natürlich hatte ich recht geraten.

Es dunkelte bereits, und ich bahnte meiner holden Scheherezade durch Akazien und Flieder den Weg thalab.

Ach! daß mein Leben doch aus lauter Thüringer Schlendertagen bestehen könnte!

## Zuckerherz und Bruderleben.

Auf dem Platz vor der Garnisonkirche gruppiert sich nach beendigtem Gottesdienst das Reiterregiment in Reih und Glied, und, geführt von den diensthabenden Lieutenants, marschieren die Schwadronen heim zur Kaserne. Auf den Dächern der Stadt und dem frischen Maigrün der Bäume schillert die Lenzessonne und schlingt um die bunten Uniformen einen goldnen Nimbus, der dem weiblichen Teil der Spaziergänger nicht entgeht.

Gibt es heutzutage einen fröhlicheren, flotteren Anblick, als ein jugendliches Regiment, dessen blaue Farben mit dem Himmel wetteifern und dessen strahlende Augenpaare der Sonne Concurrenz machen? Von den Silberhelmen steigt der

Federbusch hoch in die Höhe, die Sporen klirren beim schneidigen Vorwärtswandern, und der Commandoruf der jungen Lieutenants schallt so triumphierend durch die klare Luft, als ob die ganze Welt nach ihrer Pfeife tanze.

Leider muß zugestanden werden, daß sie wol alle lieber aus, als nach der Kirche gehen. Vielleicht liegt das an dem jugendlich-übereifrigen Geistlichen, dessen Predigt grausig detaillierte Perspectiven eröffnet, vielleicht auch an den bösen, flatterhaften Herren Lieutenants selber, die es leider nicht fash finden, fromm zu sein.

Nun, sie meinen es aber gewiß nicht schlimm, wie sie denn größtenteils überhaupt auch keine ärgeren Sünder sind, als wir ernsthaften Civilgesichter.

Während das Regiment fortmarschiert, zweigt sich von den Nachzüglern ein Brüderpaar ab, zwei wolgeschniegelte Reiterexemplare. Sie tuscheln und flüstern zusammen und wenden sich dann rechts einer bekannten Conditorei zu. Auf ihren dicken Posaunen-Engelsbacken liegt noch die Röte des Schlummers, dem sie in der Kirche oblagen. Gestern war ja ein so langes Liebesmahl! — wer mochte sie nur nach Hause gebracht haben, der

unverwüstliche Kamerad aus Salzwedel, den Niemand unter den Tisch trank? oder sie sich selbst in holder Gegenseitigkeit? Gleichviel! — sie hatten jetzt den versäumten Schlaf nachgeholt, durch zwei Vordermänner vor etwaigen Blicken des Obersten geschützt. Der Kirchenkasten war nebenbei nicht schwerer durch sie geworden und der fanatische junge Priester nicht erfolgreicher in seiner Thätigkeit.

Die Brüder sind beinah in gleichem Alter. Der einzige Unterschied ist der, daß der eine noch gutmütiger ist als der andere, und der andere einen noch schwächeren Schnurrbart hat als der eine. Sie sind unzertrennlich wie zwei Papageien, deren einförmige Redeweise sie sich auch angewöhnt haben, und besitzen einen phänomenal kleinen Horizont, der nicht über die Rübenfelder des väterlichen Gutes und über tiefgehende Pferde- und Theaterinteressen hinausreicht.

Letztere beziehen sich aber nicht etwa auf die Stücke.

Sie finden Faust 2. Teil „einfach Doll" und wenn sie Don Carlos sehen, so kommen sie nicht aus dem Staunen heraus, daß der Titelheld seine Chancen bei der Eboli so wenig ausbeutet.

„Richard III.“ lassen sie allenfalls gelten. „Ein Königreich“ ist zwar recht viel „für ein Pferd“, aber vielleicht war es das Muster einer Trakehner Vollblutstute, und dann konnte ja ein englischer König noch bequemer Schulden machen, als deutsche Kavallerie-Officiere!

Ihrer Ansicht nach existiert der ganze Musentempel nur, um ihnen ein bequemes Mittel zum Zweck zu sein. Die Liebhaberin und die Soubrette, zwei niedliche Doll-fashe Persönchen, bilden die Zwecke der beiden Brüder. Der biedere Vater begreift gar nicht, wo alle die Schooßhündchen und Armbänder hinkommen, für die ihm Rechnungen zugeschickt werden, spart und kratzt aber trotzdem geduldig weiter, um die Existenz seiner angebeteten Kinder so Monnaieten-gesegnet als möglich zu machen.

Sie sind auch wirklich ein nettes Gespann, wie sie jetzt in die Conditorei bummeln, hinter deren Gardinen die Thaliatöchter bereits warten. Einzeln würden sie unbeachtet in der Menge verschwinden und halten sich darum wolweislich immer zusammen, nennen sich „Zuckerherz“ und „Bruderleben“ und coquettiren mit ihrem gegenseitigen Verhältniß mehr noch als mit engen

Stiefeln und gebrannten Löckchen. Ihre Pferde haben die albernsten Namen von der Welt. Wenn aber die Brüder einmal auf den Gedanken kommen, vernünftig zu reden, so wirken sie wie Feuerlärm, das heißt: alles läuft davon.

Leider sind wir ja als Kritiker gezwungen, die schlechten Eigenschaften unserer Opfer ans Licht zu ziehen, suchen aber als Freunde der Lieutenants zum Schluß immer noch mit Vergnügen eine gute hervor:

Die scheinbare Affenliebe, welche diese beiden geistreichen Jünglinge verbindet, wurzelt auf dem Boden wahrer Empfindung. Sie würden den letzten Bissen Brod miteinander teilen und lieber zusammen sterben, als einzeln weiter leben. Im übrigen bin ich froh, daß — so gern ich ein flottes Regiment im vollen Wichs aus der Kirche kommen sehe — ich nicht zur Buße dafür in Gesellschaft dieses Brüderpaares in der Konditorei frühstücken muß.

Sie sind, wie Wassermelonen, nur dann und wann genießbar.

## Noch ein Brüderpaar.

Herr Major a. D. von Strohdorf hatte zwei Söhne, Arthur und Philipp. Der erste war nach seiner früh verstorbenen Mutter geartet, der zweite nach seinem Vater. Begreiflicherweise hielt der alte Strohdorf diesen zweiten für einen Ausbund an Klugheit und Geist.

„Mein jüngster Sohn ist ein Genie", pflegte er im Kasino zu sagen. „Er wird natürlich Offizier."

Dieser Satz war im Kasino als stehende Redensart des alten Kneipiers bekannt.

Der dumme Arthur ging zur Universität, machte vorzügliche Examina, wurde eine Leuchte der Wissenschaft, schon in jungen Jahren ein

großes Tier, heiratete eine reizende Comtesse und brachte den Namen Strohdorf zu Ehren.

Der kluge Philipp, „das Lumen, das Genie“, wurde, was er noch heute ist, Lieutenant.

„Dumm“ ist ein äußerst unbezeichnender Ausdruck. Ich kann mir wenigstens kein Menschenbild nach diesem einzigen Adjektiv construieren. „Dumm“ ist auch ein hartes ungerechtes Wort und sollte eigentlich nur in Blöden-Anstalten erlaubt sein. Wir haben kein Recht, von frei umhergehenden Mitbrüdern, auf die noch kein öffentliches Institut bezeichneter Art Anspruch erhoben hat, dies Beiwort zu gebrauchen. Sind wir denn selbst so überaus klug, um immer zu unterscheiden, ob eine einfältig klingende Bemerkung nicht vielleicht aus etwas ganz anderem entspringt, als aus geistiger Blödigkeit? Wie oft versteckt sich momentane Zerstreutheit oder absichtliche Täuschung dahinter? Für manche Lebensstellung ist es ja geradezu vorteilhaft, dümmer zu thun, als man ist, z. B. für einen Lieutenant, der als Ordonnanz-Offizier zu einem Fürsten commandiert wird, in ein Netz von Hofkabalen hineinfällt, sich für die rote oder grüne Partei entscheiden soll, und schließlich klug genug

ist, als scheinbar Dummer seine Hände aus beiden Spielen zu lassen.

Dies war der Fall des Lieutenants von Strohdorf.

Familien-Connexionen, eine Brochüre, die sein Bruder Arthur über Ausgrabungen an der Grenze des bewußten Kleinstaates schrieb, und ein anziehendes Aeußere, das Ideal eines Modedandys, wie es coloriert in Herrenmagazinen aushängt, verschafften ihm den Adjutantenposten.

Allerdings! er war ein wenig einfältig, und als er den Fürsten auf einer Reise nach Dresden begleitete, machte er in dortiger Galerie so unglaubliche Bemerkungen über die Gemälde, daß der dicke Kammerherr Seine Königliche Hoheit erwartend von der Seite musterte, um aus dessen Gesicht zu entnehmen, ob er zu lachen, zu staunen oder zu zürnen habe. Der junge Lieutenant war aber in jeder Weise so unglaublich inoffensiv, daß ihn auch dies nicht zum Fall brachte. Dazu gefiel der Prinzessin sein lockiges Haar und sein schneidiger Walzer, und so blieb er vier Jahre im Hofdienst. Er zierte im Theater die feinste Loge, verkehrte nur mit der Crême der Gesellschaft und konnte bald nicht mehr ohne

Sect von Frankreich leben. Die übrigen Höflinge machten die schlechtesten Witze über ihn, und eine geistreich-boshafte Hofdame benutzte jede Gelegenheit, ihn zu einer thörichten Rede zu veranlassen. Er merkte von dem allem nichts und war weit glücklicher, als der dicke Chambellant und die copierte Mme. de Stael, glücklicher auch als der Adjutant des jungen Prinzen, der sich durch Hinterthürchen und untergeordnete Verbindungen in seine Stellung emporgearbeitet hatte, glücklicher auch als die Herrschaften selbst — und dabei doch nur ein einfältiger Lieutenant —, der nichts liebte, als sich und seine Larve.

Mit seiner Entlassung kam dann der Rückschlag. Er war bequem und ein Bonvivant geworden und fand die Lust zum Soldatendienst nicht wieder. Da er keinen innern Gehalt hatte, so versimpelte er von Tag zu Tag mehr. Er machte Schulden und lief schließlich mit einer Circusdame, die schon mit vier Liebhabern ihren 19. Geburtstag gefeiert hatte, davon.

Wer war es, der ihm nachreiste, der ihn aus den Netzen der Demoiselle Bernardine befreite, der seine Rechnungen bezahlte und

das arme, thörichte Haupt liebevoll an seine Schultern zog?

Wer anders als Arthur von Strohdorf, der große Gelehrte, der kluge Bücher schrieb und berühmte Collegien las, und in seiner Kindheit doch so dumm gewesen war, daß er studieren mußte.

## Ein Lady-Killer.

Es gibt viele Ausdrücke für den Typus, der mir jetzt vorschwebt.: Veilchenfresser, Schaumschläger, Süßholzraspler u. s. w.

Doch nein! Er ist ja kein Typus. Wenn er auch einige Eigenschaften eines solchen besitzt, wenn er auch gewisse Aehnlichkeit mit den Theaterlieutenants hat, die alljährlich in neuen Lustspielen (das heißt: die Titel sind neu) über die Bretter klirren, so ist er doch nicht in eine gegebene Form zu zwängen.

„Ich ein Typus!“ höre ich ihn zornig rufen, jedoch ohne daß eine Muskel in dem charaktervollen Ahnengesicht zuckt. Aus seinen Augen trifft mich ein herausfordernder Blick, der zu sagen scheint: „Bin ich Dir etwa nicht

apart genug, daß Du mich ohne Unterschied mit andern zusammenwirfst, mich, den noch niemand ganz verstand und begriff? Mir stehen viele Masken zu Gebote, und wie ein Prisma kann ich in allen Farben schillern. Vermesse Dich nicht, mich zu ergründen!"

Er will mir meine Kreise zertreten und dennoch freue ich mich an ihm und seinen Worten. Ich liebe diese complicierten Charaktere, die bei Mephisto in die Schule gegangen sind, und, um mein schnell erzürntes Sujet zu versöhnen, entgegne ich friedfertig:

„Ich will Sie nennen, wie es Ihnen beliebt, Herr Lieutenant. Wenn Sie die deutschen Ausdrücke zu abgebraucht finden, so würden Sie am Ende mit „Lady-Killer" vorlieb nehmen?"

Seine Lippen zucken, halb sarkastisch, halb geschmeichelt, und ein amüsiertes Lächeln verschwindet im dichten Schnurrbart. Secundenlang leuchtet es auf in den grauen Augen, wie ein Bruder jener Blitze, von denen wol die bleichen Wangen mancher Lady erzählen können.

Er nickt leicht zur Antwort. Seine Triumphe sind ja zu selbstverständlich, als daß er von ihnen zu reden braucht.

In der That! Die kleine, norddeutsche Garnison, in die man ihn wegen ungezählter Tollheiten verbannt hat, gerät bei seinem Namen in Bewegung. Wenn er wollte, so könnte er die ganze Stadt, selbst das Regiment zusammenrühren, und niemand würde ihn hindern. Der Oberst hält in Dienstsachen viel auf ihn, und die Frau Oberstin greift mit einer gewissen Hast nach seinen höflichen, rosa Billets, die von Zeit zu Zeit auf ihrem Frühstückstisch liegen. Er correspondiert mit ihr über Bücher und Noten. Daß er alles gelesen hat, was er zu kennen vorgibt, ist zwar unmöglich, aber er blamiert sich nie, selbst dann nicht, wenn er auf den handgreiflichsten Schnurren ertappt wird.

Seine jungen Kameraden vergöttern ihn. Die Premiers mucken dann und wann gegen seine Herrschaft auf, erkennen aber bald, daß man besser thut, ihn zum Freunde, als zum Feinde zu haben. Und ist er nicht der treueste, lustigste, witzigste Kamerad, den man sich denken kann? Hätte er nicht gewiß des kleinen Ritzelwitz Spielschulden aus eigner Tasche bezahlt, wenn er nicht gerade in gleicher Lage gewesen wäre? — Fällst Du vor seinen Augen ins Wasser, so

wird er Dich mit Lebensgefahr retten — aber danke ihm nicht, sondern laufe eilends davon, damit Du die frivole Bemerkung überhörst, die er seiner edlen Thàt auf den Fersen nachsendet!

Er ist hochmütig bis zum Exceß, und auf Kellnerklubs, Droschken-Kutscher-Kongressen und Judenfesten wird sein Lob schwerlich gesungen werden. Seine Umgangsart mit niedern Leuten ist grausam, besonders, wenn er sie zur Zielscheibe seiner Witze macht.

Seinen Burschen schlug er einmal eines Wortes halber mit der Peitsche ins Gesicht, so daß dieser wol die rote Narbe als ewiges Erinnerungsblatt an den herrischen Junker durchs Leben tragen wird. Der arme Kerl brauste auf in gerechtem Zorn, wenig hätte gefehlt, der gereizte Westphale hätte sich zeitlebens unglücklich gemacht und sich an seinem Offizier vergriffen. Doch bändigte ein einziger Blick seine ohnmächtige Wut.

„Brav gedacht!" murmelte sein Herr, dem der leidenschaftliche Zorn seines Burschen gefiel und wandte sich ab. „Ich werde fortan nurmehr meine Hunde prügeln."

Derselbe Bursche würde, beiläufig bemerkt, für ihn durchs Feuer gehen.

Die Frau Oberstin weiß nämlich noch eine andere Anekdote, in der dieser Soldat vorkommt, aber ihr Portepée hat sie ihr gewiß nicht erzählt.

Der gute Westphale — sein Bursche — bekam im Manöver den Typhus und schwebte tagelang auf der Messerschneide zwischen Leben und Tod. Da pflegte ihn sein Herr mit rührender Ausdauer, ja, wich selbst Nachts nicht von seinem Lager. So rettete der weltverachtende Junker in treuer Sorge das Leben des armen Bauernsohnes, den er früher geprügelt hatte. — Es ist in der That, als ob der Schleier seiner Seele aus Himmelsglanz und Höllenfäden gewoben wäre. — —

Niemand versteht es, seine Uniform mit solch eleganter Nonchalanz zu tragen wie er. Er gehört zu jenen Erscheinungen, die wir nicht nur im Vorübergehen ansehen, wenn sie unsere Straße kreuzen, sondern denen wir nachsehen, bis sie um die Ecke verschwunden sind. Sein Gesicht ist durchaus nicht regelmäßig schön, besitzt aber jenes gewisse Etwas, das uns zum Studieren veranlaßt. Wir bilden uns ein, auf jener Stirne Gedanken zu lesen, aus den Linien der Nase und der Lippen richtig auf Eigenschaften zu schließen — und fast immer ist es Täuschung.

Seine Größe und sein kräftiger Bau frappieren auf den ersten Blick, besonders im Helm erinnert er mehr an einen altgermanischen Stammfürsten, als an einen preußischen Lieutenant. Und doch ist er ein echtes Kind seiner Zeit, schneidig von Kopf zu Fuß — er würde sich mit derselben Kaltblütigkeit schlagen, mit der er eine Quadrille kommandiert — ein Preuße durch und durch, doch ohne jenen herausfordernden Patriotismus, der die armen Kleinstaaten so häufig bitter kränkt. Er wird es nicht weit bringen, da ihm die eigene Meinung hoch über der Andrer steht. Nach fünf Jahren in der Kavallerie, fünf tollen, vollgenossenen Jahren, mußte er „aus gewissen Gründen" in ein Infanterie-Regiment eintreten. Es mag ihm unendlich schwer geworden sein, vom Rücken des Rosses, das ihn so leicht und ritterlich trug, hinunterzusteigen in den Staub der Straße. Doch hat er vielleicht gerade über diesen Punkt seine besten Witze gemacht.

Lieutenantswitze sind nicht selten ein etwas fragwürdiger Artikel. Über die spottgewohnten Lippen dieses Lady-Killers kam aber gewiß nur prima Qualität. Er hatte niemals nötig, seine Pointen ausklingeln zu lassen, wie es manchem

andern anzuraten wäre. Die Art und Weise, wie er mit ernstem Gesicht seine Bonmots lässig hinwarf, war ein Genuß für die Hörer.

Kein kleinlicher Zug ist an ihm zu entdecken. Er hat nur große Seiten, aber leider sind die großen nicht immer die guten. Hätte er die Anmut der Sünde nicht aus dem Grunde studiert, so würde er jedenfalls noch mehr Feinde haben, als dies ohnehin der Fall ist. Aber ein Mensch, den man von Grund aus hassen kann, ist gewissermaßen auch eine Wolthat, wenn man an die vielen, alltäglichen Puppen denkt, die kein Gefühl zu erwecken vermögen, oder nur das einer schnellen Verachtung. Dieser Mann ist jedenfalls viel gehaßt, viel geliebt, aber nie verachtet worden, weder von Männern noch von —

Da sind wir auf dem Punkt angelangt, der das hellste Licht auf diese complizierte Menschennatur wirft.

„Lady-Killer“ — das Wort bedeutet nicht eine allgemeine Beliebtheit in Damenherzen oder das Streben, der unbedingte Haupt-Beau zu sein — „Lady-Killer“ — das Wort ist noch gefährlicher, als es klingt.

Er tritt zum Beispiel in einen Ballsaal.

Sein Auge überschaut, ohne daß man es mustern sieht, den Damenflor. Er hat keineswegs die Absicht, flott zu tanzen, sondern steht während der ersten Stunde in lebhaftem Gespräch über die laufenden Tagesfragen bei den älteren Herren.

Dann nähert er sich plötzlich einer Dame, einer einzigen aus der ganzen Gesellschaft.

— — Wenn die Lichter und Kerzen verloschen und die Gäste, Musikanten und Lohndiener längst zu Hause sind, wird das junge Geschöpf um vieles reicher sein, aber ärmer um ihr Herz und ihre Ruhe. Obgleich sie die Gardinen fest geschlossen hat und ihr vertanztes Gesicht in den Kissen vergräbt, so wird sie doch seine grauen Augen auf sich gerichtet fühlen, mit dem väterlich wolwollenden Ausdruck vom Anfang, mit erwachendem Interesse und schließlich mit dem stummen, trotzigen Befehl: „Ich will, daß Du mich liebst!" Wie ein lösungswürdiges Rätsel steht er vor ihr. Sie hat ihre bisherigen Interessen, den harmlosen, kleinen Baron und den hübschen, dunkellockigen Fähnrich, gänzlich vergessen und geht, halb bewußt, halb ahnungslos,

in ein Netz, das die schöne aristokratische Hand einst mit grausamem Lächeln zuziehen wird, um die Besiegte ihrem Schicksal zu überlassen.

Er hat kein Gewissen; nur seinen Kameraden kommt er nie ins Gehege, ja, er hört sogar gutwillig auf die Fabelei solcher junger Kriegsgötter, die zuviel getrunken haben und dann mit Pathos von ihrer Liebe reden. Er selbst ist ein weiser Mann, der längst erkannt hat, daß Leidenschaften wie die Mode wechseln und Gefühle unbeständig sind, wie die Witterung im April, aber er läßt die goldene Jugend bei dem Glauben an die Ewigkeit ihrer Liebe, bringt die flaumbärtigen Parquethelden sogar nach Hause, wenn sie allein nicht mehr laufen können, zieht ihnen die Stiefel aus und deckt sie sorgsam zu wie eine Mutter — aber wer haftet dafür, daß jenes leichte Zucken um den Mund nicht Geringschätzung alles Bestehenden bedeutet, daß er vielleicht nichts für heilig hält, daß seine Gutmütigkeit nur flüchtige Spielerei ist?

Wenn ich je mit einem Menschen brennendes Mitleiden empfand, so war es jenes junge Mädchen, das ihm einst in hellem Zorn, und weil es nicht anders konnte, im Croquetspiel eine

Kugel an den Kopf warf. Sie war sonst liebenswürdig und angenehm, aber seine Methode hatte sie ganz verwandelt. Er fing die Kugel auf, sagte kaltblütig: „Es ist gut; sie ging ein Viertel-Centimeter an meiner Schläfe vorbei" — sah sie mit seinen grauen Augen ruhig an — und hatte sein Ziel erreicht.

Jeder Don Juan hat seine Methode; aber nicht jeder, der eine Methode hat, ist ein Don Juan. —

Unwiderstehlichkeit ist zwar eine Eigenschaft, die beinah alle Marsenkel mit dem bunten Rock anzuziehen glauben. Sie übermalt selbst das simpelste Gesicht mit jenem selbstgefälligen Hauch, der uns thörichterweise Weise so leicht gegen das Militair einnimmt. Diese Art von Selbstgefälligkeit belügt sich selbst und hat nichts mit dem wahren Feuerblick des Siegers gemein, der den Weiberhelden vom reinsten Wasser auszeichnet.

Das geflügelte Wort der lybischen Wüsten-Pythia, das sie dem Don Juan der Macedonier, dem herrlichen Alexander, zurief, drängt sich auch heute noch auf manche Lippe beim Anblick eines spätgeborenen Nachfolgers. Allen Respekt vor

einem wirklichen Don Juan, dem die Herzen dienen, weil sie nicht anders können, und der Siege feiert, wo er siegen will!

Daß ihn diese Siege oft auf dunkle Bahnen geleiten, die er stellenweise mit dem Roué teilen muß, jenem kümmerlichen Genußmenschen, dem wir stirnrunzelnd den Rücken kehren, daß er mit dem edelsten Gefühl der Menschenbrust, mit der Treue, ebenso leichtsinnig spielt wie mit seinem Gelde — das alles sind die Nachtseiten jener imposanten Gestalten, deren freudvollen Siegestaumel mancher zugleich bewundert und beneidet. — Aber? Wer ist fehlerlos auf Erden? Ach! die Engel leben nur in Träumen und lyrischen Gedichten — wir sind allzumal Sünder! — Zurück zu unserem Exemplar!

Auch die Natur hat diesen geborenen Sieger so reich beschenkt, als ob sie eine Dame wäre, die ihm nichts versagen könnte.

Wo ein rascher Sieg vorauszusehen ist, läuft er niemals Sturm. Die Hindernisse ziehen ihn an.

Alljährlich pflegt er nach dem Manöver eine Verwandtenreise zu machen; er stammt aus einer großen reichbegüterten Familie. Seine Cousinen — verheiratet und ledig — zittern vor ihm und jubeln dennoch, wenn er kommt. Anspruchslos

und leicht befriedigt tritt er in einen Kreis, dessen Mittelpunkt er binnen Kurzem sein wird. Seine Methode verfehlt nie ihre Wirkung. Er liebt die kurzen Romane, die sich schnell zuspitzen und mitten in der Spannung enden, oft schon nach dem dritten Capitel.

Am Montag streichelt er die Kinder des Hauses, schwärmt für Pfannkuchen und Salat oder für die ländliche Stille des Landlebens, spricht viel von seinem Alter und „immerwachsender Gleichgültigkeit gegen rauschende Vergnügungen."

Schon am Dienstag blitzt es zuweilen wie versteckter Uebermut in seinen Zügen. Er nennt das angejahrteste Milchmädchen „Engelchen" und entwickelt große Routine, bei Spaziergängen sein jeweiliges Opfer von der übrigen Gesellschaft zu isolieren. — Tête-à-Tête an romantischen Plätzen, Quellengrotten oder schattigen Abhängen.

Am Mittwoch manövriert er mit langen, zärtlichen Blicken, thut zerstreut und abwesend und führt sein überaus fashes Civil viel in der Einsamkeit spazieren. Begegnung zufällig oder nicht — die Katastrophe naht — Thränen und Seufzer von ihrer Seite, (die „Sie" ist entweder die Schwester der Gutsfrau, eine landluftbedürftige

Nichte, eine Gouvernante, des Pastors Töchterlein oder gar die Hausfrau selbst.) Plötzliches Verschwinden von seiner Seite.

Wie am Ende des Feuerwerks die letzte, strahlendste Rakete verlischt, so verschwindet er mit wirkungsvollem Effekt von der Bildfläche.

So macht er es nicht einmal, sondern oft.

Wenn er im nächtlichen Courier vom Felde seiner Thaten heimwärts saust, so denkt er mit einem gewissen Behagen an die Verwirrung zurück, die er angerichtet hat, doch nicht, ohne sich sogleich zu versichern, ob nicht etwa in der Waggonecke eine Dame oder ein „Engelchen" Stoff zur Fortsetzung bietet.

Hat er verlernt, menschlich wie Andere zu fühlen? Hält er die Liebe für einen Gemeinplatz?

Oft hat er sich für Frauen duelliert, hat sein Geld hinter den Coulissen, im Circus, in Bädern für sie verschleudert — und doch vielleicht für keine etwas gefühlt.

Meine Feder wagt es nicht, eine Hypothese über seine Zukunft aufzustellen, kann sie doch ebenso im Sande eines abgelebten Junggesellentums verlaufen, als ihm noch in letzter Stunde

eine späte „rothe Rose Leidenschaft“ in den Schooß werfen —

— doch dann will ich die Ouida bitten, einen Roman darüber zu schreiben.

# Monsieur Fidibert.

Er ist wirklich häßlich, der Lieutenant, von dem ich jetzt sprechen will, so häßlich, daß sich jeder erschrickt, der ihn zum ersten Mal ansieht. Seine Haare sind von impertinentem Strohgelb, haben aber die zarte Rücksicht auf die Augen der Mitwelt genommen, in sehr spärlicher Anzahl vorhanden zu sein. Ebenso wohlthuend berührt die gänzliche Abwesenheit eines Schnurrbartes, obgleich die dünnen, gekniffenen Lippen gut einen solchen zur Bedeckung gebrauchen könnten. Die Nase ist unmotiviert lang, die Augen sind klein und entbehren jenes holden Schmuckes, der an gesenkten Mädchenlidern oft so zauberhaft anmutet, entbehren gänzlich der Wimpern. Wenn man dazu noch einen langen Hals und große

abstehende Ohren nimmt, so wird wohl jeder nach dieser getreuen Beschreibung mit mir einstimmen, daß Monsieur Fidibert in der That häßlich ist.

Ein Lieutenant kann natürlich nur bis zu einem gewissen Punkt häßlich sein. Eine unmögliche Figur schließt ja der Stand von selbst aus, und dann der bunte Rock, der Säbel, der Helm — wer wird ihnen die Macht absprechen, mit der sie weibliche Augen blenden und deutlich Beweis führen, daß Kleider erst Leute — und hier Lieutenants machen?

Monsieur Fidibert ist knochenmager, eine Mephistofigur, vielleicht nicht nur äußerlich. Aber bester Himmel! Wozu gibt es denn Schneider? Nichts leichter, als eine minimale Wirklichkeit zu überpolstern. Ein Skelettmensch bringt es eher zu einer normalen Taille, als ein Falstaff, c'est tout clair!

Wenn wir noch hinzufügen, daß Monsieur Fidibert einen Klemmer trägt, so sind wir mit seinem äußeren Menschen fertig und können in die interessante Welt seines innern Ichs hinabsteigen.

Er ist ein Charakter, ein Original, ein Extramensch sozusagen. Wenn ihm auch Aphrodite ihre lieblichen Gaben entzog, so hat ihn Pallas dafür dreifach gesegnet und sein unschönes Haupt mit scharfer Klugheit begabt. In seinem Hirne schlummern die seltnen Gedanken, die ihn zu einem großen Manne machen können, wenn die Schickung ihn in solche Bahnen weist. Er hat das gleiche Quantum Verstand und Ehrgeiz, welches aus einem sterndeutenden Edelmann den Wallenstein, aus einem britischen Puritaner den Cromwell schuf. Er besitzt alle Gaben, um ein Riese der Menschheit zu werden, eine jener Bildsäulen des Geistes, die dem Eintagsschwarm als Mahnung dienen, daß die Menschen Gottes großgedachte Werke, keine Seifenblasen schöpferischer Laune sind.

Seltsame Fügung! Dieser hohe Geist, verdammt, ungelehrige Bauernsöhne zu drillen, ein Tänzer auf modernen Bällen! Aber vielleicht ruht hinter dieser scheinbaren Verkennung eine ferne, zukünftige Absicht. Zwar wird es in der Welt mit jedem Jahrzehnt schwerer, sich hervorzuthun — aber auch unsere Zeit gebraucht große Männer, und wird sie doppelt nötig brauchen,

sobald der Kriegsengel am Niederwald-Denkmal aufs Neue den schallenden Weckruf von den Rheinbergen zu den Vogesen in die Posaune bläst.

Attendons, Monsieur Fidibert! . Es ist die Gelegenheit, welche die Helden macht! — Dann wird Ihre Stunde schlagen!

Doch zurück zur Gegenwart.

Monsieur Fidibert ist sehr musikalisch — auf der Geige ein halber Paganini. Man vergißt, daß er häßlich ist, wenn er sein Instrument liebevoll an sich drückt und die Welt der Töne heraufaufluten läßt. Vielleicht ist das braune, hölzerne Ding seine einzige Liebe; er opfert ihr viele Stunden, viel Gefühl, jedoch nie die Klarheit seines Verstandes, die leider so leicht bei andern in diesem Falle in die Brüche geht. — Er spielt Geige wie Friedrich der Große die Flöte.

Er studiert viel in Büchern und ist in jedem Gebiet des Wissens so sattelfest wie auf seinem feurigen Lionel. Sein liebstes Studium sind jedoch die Menschen. Er kann förmlich einem Jeden durch die Kleider ins Herz sehen, und während Du Dich mit ihm über die Trivialitäten des Tages unterhältst, zergliedert er in Gedanken Dein ganzes Sein und Denken, vergleicht Deine jetzigen Aeuße-

rungen mit früheren und liest Dir aus gewissen Fältchen am Munde und aus einem gewissen Flattern der Augen Deinen Charakter ab. Du glaubst, daß er gar nichts denkt und irrst darin noch mehr, als in der Annahme, daß der glutäugige Beau am Pfeiler dort wirklich meint, was er sagt und beschwört.

Bilde Dir nicht ein, belle Demoiselle, daß Monsieur Fidibert für Dich schwärmt. Er beschäftigt sich nur mit Dir, um Deine innere Construktion zu ergründen und wenn er damit fertig ist, so wird er Dich stehen lassen und vergessen; — Du bist für ihn nur eine mathematische Aufgabe, von des Schöpfers Hand gestellt. Vielleicht convenierst Du ihm auch, dann wird er um Dich anhalten, wenn er das große Zutrauen in Dich setzt, daß Du ihm morgens pünktlich seinen Cacao kochst und ihm niemals widersprichst.

Ich glaube, daß Du ihm dann keinen Korb geben wirst, denn daß er häßlich ist, weißt Du lange nicht mehr, und sein Geist imponiert Dir.

„Ein vernünftiges Mädchen!“ werden dann vernünftige Leute sagen — „sie konnte keinen besseren Mann bekommen! Und was sein

Exterieur betrifft, so ist eine solche erfrischende Häßlichkeit doch weit anziehender als eine langweilige Schönheit."

So beurteilen ihn die Menschen, die ihn kennen, mit Ausnahme derer, die seinen Witz fürchten und derer, denen er seine nachteilige Meinung einmal offen gesagt hat. Und er ist offen bis zur Beleidigung.

Künftige Geschlechter lesen vielleicht seinen Namen bewundernd in den Büchern künftiger Weltgeschichte. Vielleicht gehen aber seine großen Eigenschaften lautlos mit ihm zu einem ruhmlosen Grabe. Jedoch, er war auch dann kein Sandkorn in der Menge, sondern Diamantenstaub — wenn auch nur an der allgemeinen Heerstraße. — — — — — — — — — — — —

— Fahr hin, Original, in Deiner Pracht! — —

## Hans, ein Sonntagskind.

Da wächst er vor mir aus der Diele, der knabenhafte Mädchenfänger mit den lachenden Blicken und dem langen, spitzen Schnurrbart, dessen beiden Enden sich in schräger Lage zu einander verhalten, wie denn überhaupt an der ganzen geschmeidigen Persönlichkeit kein Glied in der gebräuchlichen Positur zu stehen scheint. Aus seinen veilchenblauen Augen (es sind eigentlich echte rechte Backfischaugen), lacht ein ganzes Heer kleiner, mutwilliger Teufel, sprüht ein endloser Krater von Vergnügen und Frohsinn. Gewiß hat ein lustiger Planet seine Geburtsstunde überstrahlt. Vielleicht fuhr auch gerade eine glückbringende Sternschnuppe über den Himmel, als dies Sonntagskind sein Entrée in die Welt hielt.

Daß er ein Sonntagskind ist, steht ihm auf der Stirn geschrieben, die braunes Gelock gar herzenbrecherisch-anmutig einrahmt. Der Mund besitzt eine unglaubliche Beweglichkeit. Man sieht ihm an, daß sein Besitzer den Uebermut mit Löffeln gegessen hat, wie man zu sagen pflegt.

Dieser Mund redet an einem Tage so viel, wie er in 10 Monaten nicht verantworten kann. Er ist eine Pforte unendlicher Kalauer, loser Bemerkungen über Nebenmenschen und heiterer Freudenergüsse über die Spaßhaftigkeit des Daseins.

Junger Brausewind! Könntest Du doch einige Tropfen Deines frischwallenden Blutes in die Adern derer gießen, die sich im Loostopf der Temperamente eine trübe Weltanschauung gezogen haben. Du besitzest fast zuviel Frohsinn und bist wie das überschäumende Sectglas, dessen Hälfte verloren geht, weil es allzutoll auffsprudelt. Dabei lebst Du wie ein Heide in den Tag hinein, bist unzuverlässig wie ein Damenschneider und hast nichts, was man auch nur annähernd Grundsätze nennen könnte. Dein Thun und Trachten ist eitel, weltliche Thorheit Dein Element — und

dennoch kann Dir niemand zürnen noch böse sein. Die Natur hat Dir eine Art Freibrief zum Leichtsinn in Deinem Gesicht ausgestellt. Wer Dir in die lachenden Kinderzüge sieht, wenn Du auf keckgezäumtem Roß zur Morgenmusik reitest oder auf dem Eise zierliche Bogen um junge Damen ziehst, der ist ausgesöhnt mit allen Uebelthaten, die Du verrichtet hast oder haben sollst. Gewiß! Auch der heilige Petrus wird nicht nein sagen können, wenn Du einstmals in den Himmel willst und Dich — wenn auch nur durch eine Spalte — hindurchschlüpfen lassen in die goldene, unverdiente Herrlichkeit.

Sicher ist es viel wert, ein Sonntagskind zu sein. Das Schicksal, welches so manchem die Glückskugel aus dem Wege schleudert, wagt sich nicht an diese fröhlichen Gestalten, die schmetterlingsgleich dahingaukeln mit ausgebreiteten, glänzenden Flügeln.

Dem Falter widersteht auf die Dauer keine Rose, und unserm lustigen Helden kein Mädchen. Ohne Mühe, ohne Widerstand schmeichelt er sich lächelnd in die Herzen. Aber er ist bescheiden und nimmt mit dem kleinsten Eckchen vorlieb. Eine große Leidenschaft anzufachen, vermag er

nicht — auch will er weder ein Ideal sein noch geheiratet werden — aber es giebt ja kleine, warme, lieblichleuchtende Nebenflämmchen, die wie Sonnenschein in der Saale tanzen. Für solche Flämmchen ist er ein sichres Streichholz, das nie versagt.

Natürlich heißt er Hans mit Vornamen.

Wenn sich ein Ritter von der traurigen Gestalt Hans nennt, so klingt das wie eine Art Ironie. Der Name Hans hat etwas so kurzes, frisches, munteres, gerade, als wäre er für den jungen Lieutenant ausgedacht, an dem wir uns jetzt freuen.

Viel läßt sich zwar nicht über ihn sagen. Er ist weder hervorragend klug noch besonders tüchtig, weder imponierend noch extrawitzig — nur seine tolle Jugendlust hebt ihn aus der Menge und der sprühende Mutwille, der schon in frühster Morgenstunde mit ihm auf den Exerzierplatz geht und selbst von durchtanzten Nächten nicht müde wird!

Lieutenant Hans hat auf seiner Chaise longue ein Rückenkissen liegen, von zarter Cousinenhand mit bunter Seide und Sehnsuchtsseufzern gestickt. Auf dies Kissen steckt er die im Cotillon erbeu-

teten Orden und Schleifen auf- und übereinander, — denn es sind ihrer gar viele.

Das arme, braunlockige Cousinchen in der märkischen Kiefernhaide würde gewiß heftig erschrecken, wenn sie wüßte, wieviel zärtliche Finger die Heldenbrust ihres teuren Hänschens zu schmücken pflegen, wieviel verschiedenfarbige Augen in seine wirren Träume schauten, und wie ausnahmslos er jede ihres Geschlechts, wann und wo es auch sei, anzublitzen pflegt.

Er ist einer, der sich an jede Schürze hängt.

Alter und Aussehen spielen für ihn keineswegs die Hauptrolle. Das Faktum, ein weibliches Wesen vor sich zu haben, ist ihm Genuß genug. Er kennt jeden Mädchenkopf in der Stadt, kennt ferner das Metier des Vaters, die Hausnummer, den Verkehrs-Kreis, die Kleider bis auf den kleinsten Plissée, und die Spaziergehzeit.

In Betreff von Begegnungen entwickelt er ein förmliches Feldherrntalent. Durch rasches Durchmessen kleiner Querstraßen kann er fabelhafte Wirkungen erzielen. Wenn ein weniger stadtkundiger Kamerad einmal seine Verehrte sehen will, so braucht er sich nur unter Hansens

Commando zu begeben und wird nicht getäuscht werden.

Hans hat einen unwiderstehlichen Gruß. Ein ganzes „Fliegendes Blatt" von Humor liegt in dem Blick, den er ins Damenauge hinüberschleudert. Diese Blicke nehmen an Keckheit mit den Stunden des Tages zu. Er ist zwar schon morgens ein Sprühteufel, aber am Abend — bei Laternenlicht, in den engen Stadtstraßen, wächst diese Bezeichnung zum Superlativ. Davon können die hübschen Ladenmädchen und nachtwandelnde Statistinnen ein Lied singen.

Er schlägt in solchen Fällen leicht über das Tau. Daher ist es ein anerkennenswertes Zeichen von Selbsterkenntniß, daß Hans selten ohne Monsieur Fidibert spazieren geht. Es ist eine eigentümliche Kameradschaft, die sie halten, ungefähr so, als wenn der große Mond zum kleinsten Sternlein sagen wollte: „Komm, Bruder, wir wollen ein Stück zusammen wandern." Hans hat vor keinem andern Menschen solchen Respekt wie vor Monsieur Fidibert, und dieser findet Wohlgefallen an der kleinen Menschenrakete, die kein schwieriges, aber ein ergötzliches Studium für ihn ist.

Der kluge Freund braucht nur mit den Sporen zu klirren, wenn Hans einmal im Begriff ist, eine Tollheit zu begehen. Es passiert zuweilen, daß der übermütige Schwerenöter seiner Dame in den Tanzpausen etwas allzu nahe rückt, und einmal soll ein unbedachter Kuß bereits die sichere Perspective der nächsten Minute gewesen sein.

Nur das „Hans!" des Monsieur Fidibert rettete den Uebelthäter vor einem fatalen Eclat.

Die Schneeballtour im Cotillon ist ebenfalls eine Klippe für seine sprudelnde Laune.

Er will nicht wild werden, gewiß nicht! Monsieur Fidibert hat ihn ja streng gewarnt!

Krampfhaft legt er die Hände um eine Stuhllehne und sieht starr auf die Tapetenwand gegenüber.

Da fliegen die ersten Bälle. Die weißen Papierchen flattern vor seinen Augen. Die Damen kichern, und schneidige Kameraden ziehen die schneeigen Feengestalten mit sich in den wirbelnden Walzer.

Jetzt kann er nicht mehr. Er stürzt auf die Bälle zu und schleudert die weißen Kugeln mit Vehemenz durch den Saal, vor die Füße seiner

augenblicklichen Schönsten. Dann nimmt er eine Handvoll papierner Flocken und streut sie ihr auf Haar und Schultern. Die zweite Handvoll wirft er ihrer Nachbarin in's Gesicht, und die dritte schleudert er gegen den entsetzt blickenden Kreis der Mütter. Die Elemente der Tollheit sind in ihm entfesselt — er muß toben. — Der Damm zerbrach.

„Hans! komm mit an's Buffet!" raunt ihm eine Stimme in's Ohr.

Es ist Monsieur Fidibert. Er führt den Kameraden fort, wie der Cirkusbesitzer eine wild gewordene Tigerkatze entfernt.

„Und er ist trotzdem reizend!" murmelt die zurückbleibende, winterlich beschneite Schöne und zürnt dem häßlichen Lieutenant wegen seiner Hartherzigkeit.

„Sauerbrunnen!" sagt Monsieur Fidibert und hält dem atemlosen Hans ein Wasserglas an die roten Lippen. „Du hast bereits zu viel Sect getrunken, und jetzt wird kein Schritt mehr getanzt."

Hans gehorcht. Er weiß ja, daß er immer Unrecht und Monsieur Fidibert stets Recht hat.

Gewiß liegt der beste Beweis, daß Hans ein Sonntagskind ist, darin, daß er einen solchen

väterlichen Beschützer fand. Er geht scheinbar allein auf dem schwankenden Seile der Gefahren, aber an unsichtbaren Drähten hält den Haltlosen eine starke, sichere Hand — das ist dieses Glückskindes größtes Glück.

Monsieur Fidibert ist vorsorglich und hat Hansens Zukunftspläne bereits fertig in seinem Kopf.

Wenn der erste Sturm des Leichtsinns an dem Kraushaar seines Pflegesohnes vorübergebraust ist, soll er zur Brautschau in die Mark reisen. „Deine Cousine ist eine passende Partie für Dich,“ wird er ihm ohne Umschweife sagen. „Heirate sie.“

Und Hans gehorcht — zu seinem Besten.

## Krösus.

Man denke sich ein Schneewittchen-Gesicht auf einem wolgebauten Körper, eine prallsitzende Uniform und ein halb kindliches, halb blasiertes Mundwerk, so hat man den militairischen Krösus, der nun unter das Messer kommt.

Seine Million war sein Hauptverhängnis.

Mit neunzehn Jahren glaubte er, alle Vergnügungen der Welt ausgekostet zu haben. Er kannte den Golf von Neapel, die Grand Opera in Paris, hatte das Nordlicht auf skandinavische Fjorde scheinen sehen und in Archangel Caviar gegessen. Seine Eltern gewährten ihm jeden Wunsch, der mit Geld zu erfüllen war, und freuten sich an den originellen Plänen und Reiseideen, die der junge Mann frühzeitig entwickelte. Eine wechselnde Bande der verschiedenartigsten

Hauslehrer begleitete und belehrte ihn auf Reisen, amüsierte sich selbst gut dabei und bekümmerte sich wenig um die naseweiß-altklugen Anlagen des Zöglings.

Sein hübsches Gesicht war sein zweites Verhängnis.

Er wurde von den Damen verhätschelt und in seiner Familie als Wunderkind betrachtet. Ein frühzeitiger Schnurrbart that auch nicht wenig, des kleinen Dandys Selbstbewußtsein zu erhöhen — und trotz all dieser Umstände wurde er doch besser, als nach solcher Erziehung zu erwarten war. Er hatte einen guten Fond in sich und eine solche Mitgift verliert sich nicht so leicht.

Er besaß Lernbegierde, studierte zwei Jahre in Heidelberg die Rechte mit Fleiß, trotzdem er Saxoborusse war, sprang dann in plötzlicher Marotte zur Forstcarrière über, trug einige Zeit mit Grazie den grünen Rock und erschien hierauf plötzlich auf der Bildfläche eines Regimentes als blasierter Fähnrich.

Lässig gesenkte Augenlider, absprechendes Urteil über harmlose Vergnügungen, philosophische Reden 2c. contrastierten seltsam mit seiner

Lebensstellung, und das baldige Avancement zum Lieutenant half diesem Uebel nicht ab.

Die zitternde Erwartung, die eingehenden Gespräche, die artigen Complimente, mit denen sein Nebenmann, der kleine Baron, seinen Eintritt in die Welt und Geselligkeit einleitete, fehlten ihm ganz. Als routinierter Menschenkenner erschien er in den Salons, eine helle Sternschnuppe, die jedem in die Augen fiel. Er hatte die kleinsten Füße im Regiment und seine Wangenfarbe wetteiferte an Rosigkeit mit der des jüngsten Mädchens. Ein buntseidenes Taschentuch, durchduftet vom modernsten Odeur de Paris, handhabte er mit reizender Nonchalanz zur Entrüstung seiner älteren Kameraden, zum Entzücken der Damen. Seine Blasiertheit war wesentlich nur scheinbar, obgleich er selbst sich stolz in dieser Eigenschaft fühlte. Oft machte sie einem kindlichen Amüsement Platz. Dann klang sein Lachen so munter, wie das Gießbachrauschen beim waldbeschatteten Forsthaus, das einst das Ziel seiner Wünsche gewesen war.

Frische Gottesluft! weltferne Einsamkeit! Pirschgänge in Wald und Flur! nach durchwalzten Ballnächten zogt ihr durch seine unruhigen Träume, wie gute, lichte Gedanken, und über

seinen vertanzten Scheitel wehte es hin, wie ein Frühlingsmorgen im Buchenhaag!

Die kostspieligen Freuden der Welt, zu denen Gold die Wege bahnt, hatten keinen sonderlichen Reiz für ihn, vielleicht weil sie ihm zu leicht erreichbar waren. Der dicke Krösus aus Frankfurt, der in seinem Regiment stand, fand Spaß daran, mit Vieren zu fahren, im strengsten Winter frischblühende Rosen an Operngrazien zu verschenken, sich monatlich neu einzurichten und bei jeder Gelegenheit den Menschen zu zeigen: „Seht! ich bin ein reicher Mann und verstehe es, mit Tausenden zu spielen!"

Der junge Lieutenant könnte das auch, aber er verschmähte jegliches Geldprotzentum. Trotz seiner Zerfahrenheit hatte er einen edlen Charakter, der alles Gemeine haßte, dem ein idealer Hauch nicht fehlte. Vielleicht war es die einst geatmete Waldluft, die noch in seiner Seele wehte und ihn mitten im bunten Strudel des Lieutenantsdaseins mit Sehnsucht nach einer harmloseren Sphäre erfüllte. Er brauchte die Menschen nicht und konnte sie daher leicht entbehren. Sein jugendlicher Pessimismus sprach über die Thorheiten anderer oft ein rasches Urteil. Kein Wunder, daß er die

Natur in ihrer reinblühenden Schöne bald mehr liebte als die meisten seiner Mitbrüder!

Was war das Ende vom Liede?

„Er ging um die Ecke," sagten seine Kameraden. „Abgefahren wie ein Komet!" lispelte die blonde Victorine, mit der er das letzte Vielliebchen gegessen.

Schade um ihn!

## Die lange Bombe.

In einem Zimmer 1. Klasse des großen Hospitals sitzt am Bett des alten Kammerherrn Lucullus, der sich von einem Schlaganfall ins Leben zurückpflegen läßt, ein langaufgeschossener Lieutenant. Alles ist lang an ihm, die Beine, die Finger, die Nase — nur die Haare nicht, die er nach neuester Mode, bis auf das Minimum eines halben Centimeters abgewalzt, trägt. Lang ist auch seine Geduld, denn wie er jetzt sitzt, so saß er schon vor zwei Stunden am Bett des kranken Fünften-Grad-Onkels, so saß er schon gestern und ehegestern, immer freundlich, immer vorlesend, bis ein starkes Schnarchen ihm verrät, daß der vielbeschäftigte Morpheus auch die sündige egoistische Seele des betagten Lebemannes in seine Vaterarme genommen hat.

Was er liest: — Sue, Zola, Daudet, Ohnet. Er liest sie auf deutsch, aus den übersetzten roten 50 Pf.=Bändchen. Dann und wann läßt er einen Satz aus, hat er doch keinen Geschmack für die Frivolitäten der Seine, die sein Onkel nie in genügend starker Dosis bekommen kann.

„Ein Lieutenant und ein Feind seichter Lektüre!" ironisierte der kranke Kammerherr, als die junge „Bombe" mit einem gewissen Zögern seinen — sage und schreibe — Körner bei Seite schob und „les Secrets de Paris" aufschlug.

Allerdings, Herr Kammerherr! ein Lieutenant, und einer vom guten Schlag, einer jener vielen, denen ein gerades, treues Herz unter dem bunten Rock schlägt und die vor aller Schlechtigkeit und Gemeinheit des modernen Lebens ebenso zurückbeben wie vor den Geheimnissen Seine=Babels. „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil", Herr Kammerherr! Sie freilich haben nie geschaudert! Sie waren immer ein Ritter ohne Furcht und Tadel, als Sie noch, ein feuriger Apoll, in Monaco am Roulettetisch standen oder den kleinen, deutschen Hof, dessen sämmtliche Orden Sie tragen, mit Ihrem sardonischen Lächeln regierten! Aber die Tage sind

vorbei. Jetzt können Sie Ihr Haupt auf kein Kissen niederlegen, ohne die Angst, daß es vielleicht das letzte sei. Sie können nicht einschlummern, ohne den freundlichen Laut einer Menschenstimme zu hören, und Ihre zitternde Hand mag die immerbrennende Lampe nicht verlöschen, weil Dunkelheit Geister und Schemen heraufbeschwört. Der junge, lesende Lieutenant an Ihrem Bette wird solche Zustände niemals kennen lernen. Kein zierlicher Balleteusenfuß wird in seinen Fiebernächten durch seine Träume tanzen, kein Tituskopf einer polnischen Gräfin wird ihn mit betäubendem Veilchenparfüm und feinem Cigarettendampf vorwurfsvoll umwirbeln! Sie, Herr Kammerherr, belächeln ihn, aber wissen Sie denn nicht, daß Männer mit Kinderherzen von jeher für den Rahm der Menschheit galten? Doch auch Sie sind keine ganz verlorene Seele! Irgendwo und wie in ihrem vollgenossenen Leben hat Ihre Hand etwas Gutes gethan, denn wofür belohnte Sie sonst das Schicksal mit der sorglichen Pflege, die Ihnen von den langen Fingern zu Teil wird, welche mit unermüdlicher Geduld Seite auf Seite umblättern. — Nicht weit von dem großen Hospital blinken erleuchtete Fenster

in die Nacht. Schatten bewegen sich hinter den Gardinen. Das sind die fröhlichen Regiments-Kameraden, die sich einen lustigen Abend machen. Der taktvolle Brigade-Adjutant und einige discrete Tugendspiegel haben das Casino verlassen. Man jeut und trinkt; die Würfel fallen, das Geld rollt und „Not yet but now“, ein wüstes Getränk, das durstige Mariniers kürzlich einführten, moussiert in den Gläsern. Es wird gelacht und erzählt. Pferdedressur, Mädchenzöpfe und Avancement-sorgen klingen laut durch einander. Que voulez-vous? Mit zwei Dutzend Jahren ist man nicht leichtsinnig, sondern harmlos!

Seit Wochen fehlt die lange Bombe in dem abendlichen Kreis. Niemand weiß, wohin der verschwiegene Kamerad geht, und er verrät es keinem, denn man würde ihn auslachen über soviel Gemüt, und auslachen läßt sich kein Lieutenant gern; selbst der bravste unter ihnen zieht den Verdacht eines piquanten Rendez-vous dem Schein des Samariters vor. Es gilt ja beinah für unschneidig, gemütvoll zu sein, und aus diesem Grunde mag es kommen, daß wir manchen Lieutenant bei flüchtiger Bekanntschaft

für nüchtern und gehaltlos taxieren, der dennoch im „oberen Stockwerk“ lebt.

„Oberes Stockwerk“ — so bezeichnet ein feinsinniger Philosoph unserer Tage jene Sphäre, die sich über der realen Wirklichkeit aus geistigen Gütern aufbaut. Dort allein gibt es keinen Unterschied des Ranges und des Standes. Dort teilt die lange Bombe friedlich den Platz mit Königen, Dichtern, Primanern und Kommis.

Für jede Seele gibt es eine andre, die im selben Taktmaß schlägt, nur daß sich die beiden im Trubel der Welt oft nicht zu finden vermögen oder daß die eine vor der anderen stirbt.

Die lange Bombe hatte seine Geschwisterseele schon vor Jahren gefunden. Sie schlug unter dem rosenfarbenen Ballkleid eines jungen Wesens, welches sein geworden wäre, wenn das 19. Jahrhundert nicht in erster Linie nach dem Portemonnaie statt nach den Gefühlen der Liebenden früge. Sie hatte ihn verstanden, als er vom oberen Stockwerke sprach, sie hatte mit ihm für den unvergänglichen Zauber der Klassiker geschwärmt, sie hatte nicht gelacht, als er einst auf einer sommerlichen Landpartie plötzlich Körners Gedichte aus der Tasche zog und, an

einen Baum gelehnt, der im Grase sitzenden seine Lieblingsverse von „Lied, Liebe und Wein" vorlas.

Nachher freilich war sie die Gattin eines begüterten Premiers geworden, aber Liebe ohne Heirat ist keine Sünde wie Heirat ohne Liebe. Er hatte hinter ihr gestanden, als sie vor dem Altar das bindende Ja sprach, und das innigste Gebet für ihr Glück war von seinen Lippen an den gothischen Pfeilern entlang gen Himmel gezogen. Das ernste Gesicht, das er in der Kirche gemacht hatte, trug ihm viel Spott ein. Man wäre beinah versucht, zu glauben, sagte eine Dame witzelnd, daß sich in ihm ein minnesingender Ritter aus den Tagen der Heiligen Elisabeth in ein spätgeborenes Artillerie-Regiment verirrt habe.

Was seinen Stand betrifft, so ist er darin ein echtes Kind der Zeit, das sich jede Wissenschaft voll und ganz zueignet. Er macht der „klugen Waffe", der er angehört, alle Ehre und versteht es, zu streben, ohne Streber zu sein. Daß ihn viele für still, ja für langweilig halten, hat eben seine Gründe, die wir nun kennen und achten.

Der alte Kammerherr beginnt leise zu schnarchen. Leiser noch schlägt der junge Mensch mit den kurzen Haaren und den guten, runden Augen „les Dames de Croix-Mort" zu. Er rückt dem alten Schwerenöther die Kissen bequemer und streicht ihm pietätvoll ein einsames, graues Haar von der Stirn. Das aber weiß er: wenn er einst nach Jahren auf seinem letzten Lager liegt, so wird er, statt der frivolen Schmöker aus der Leihbibliothek, den Schiller und Körner in der Hand halten, die Sonnen seiner Kindheit, die Freunde seiner Jugend, die Lust seines Alters.

Er gibt noch den ersten Schlüsselblumen im Glase, die er früh morgens im Wäldchen neben dem Exercierplatz für den Onkel suchte, frisches Wasser und schleicht sich dann leise aus der kaum knarrenden Thür — in's Freie, in die Einsamkeit, in's obere Stockwerk.

# Wahre Intelligenz.

Die Beleuchtung des deutschen Officierkorps mit den Lämpchen milder Satire und harmlosen Humors bietet soviel anziehendes und amüsantes, daß die Feder, die sich dieser Aufgabe unterfängt, leicht von den Bahnen der ursprünglichen Disposition abgerät. Menschen, die wir belächeln können, sind uns bekanntlich bequemere Sujets als jene, die uns Bewunderung abfordern, und daher mag es kommen, daß ich erst jetzt den Docht meiner Diogenes-Laterne höher schraube und ihr flackerndes Licht auf jene Glieder des vaterländischen Kriegsheeres strahlen lasse, welche die schmeichelhafte Benennung: „der wahren Intelligenz" verdienen.

Wolverstanden: wahre Intelligenz! Nicht jenes hohle Renommieren fader Besserwisser,

nicht die geistreich sein sollenden Brocken schwadronierender Lieutenantslippen, nicht der ausschließliche Kommiß-Horizont — sondern die scharfe, untrügliche Klugheit der Phänomene, die zwar in der Welt im Allgemeinen selten, aber unter den Officieren nicht am seltensten sind.

In Friedenszeiten mag es bei vollzähligen Offiziersmessen ein trauriges Rechenexempel sein, wie viele von den jungen fash-frisirten Häuptern es bis zu einem General-Federbusch bringen können. O über den kleinen Teil, welchem die Möglichkeit bleibt, o über die große Zahl, der die Majorsecke zum Fatum werden wird!

Da stöhnt der näselnde Durchschnittsgeist über das schlechte Avancement, streicht sich mit den pyramidal geschnittenen Fingernägeln die Augenbrauen in die Höhe und fordert Krieg und Blutvergießen als sein gutes Recht, als einziges Mittel zum Vorwärtskommen.

Ihm gegenüber sitzt ein Ritter der wahren Intelligenz. „Solon", wie er im Regiment heißt. Den „schneidigen Ferdinand" nennen ihn die Damen.

Kaum merklich lächelt er vor sich hin und über die hohe Stirn huscht der zuversichtliche Ge-

danke: „Wenn nur ein Sechstel Carrière macht, so gehörst Du eben zu diesem Sechstel."

Und er täuscht sich nicht über seine Fähigkeiten. Denselben klaren Blick, der ihm die Schwächen und typischen Nuancen anderer enthüllt, hat er für das eigene Ich. Er weiß, daß er mehr weiß, als die meisten wissen, daß er mit Vogelschnelle begreift, was in einige kameradschaftliche Hirne nie eindringen wird, daß seine Winterarbeit alljährlich die beste, durchdachteste ist und daß er alle erforderlichen Eigenschaften zum „Springer" besitzt.

Ein kleiner Selbstkultus ist bei soviel Vorzügen verzeihlich, ebenfalls ein gewisses Quantum Ehrgeiz. Aber selbst sein erbittertster Feind — und geistige Ueberlegenheit macht leicht Feinde — kann ihm nicht vorwerfen, daß er dem Kommiß huldige. Sein Horizont umfaßt alle geistigen Gebiete mit gleicher Sicherheit.

Wäre jeder Lieutenant in deutschen Landen ein „schneidiger Ferdinand", so hätte das kostspielige Ideal eines unbesiegbaren Kriegsheeres, für das Millionen Geldbeutel seit Jahrzehnten bluten, seine Verwirklichung erreicht. Aber eine weise Vorsicht sorgte dafür, daß die Bäume nicht

in den Himmel und die Lieutenants nicht zu überirdischer Vollkommenheit heranwachsen — und das ist ein Glück in mancher Beziehung — besonders für das Civil!

Wenn wir nun den „schneidigen Ferdinand" näher betrachten, so merken wir gleich, daß er nicht im Kadettenkorps erzogen wurde. Er hat seine Art für sich und paßt sich in keiner Weise den gebräuchlichen Allüren pedantisch an. Von Jugend auf umgab ihn eine geistig angeregte Sphäre. Bereits in Tertia schrieb er ein historisches Trauerspiel: „Im Longobardenlager". Später ertötete der Lieutenant in ihm den angehenden Classiker und brachte seine Talente in anderer Hinsicht zur Entfaltung. Sowol im praktischen, als im Feder-Dienst erwies er sich als Lumen und gewann in den Augen seiner Vorgesetzten bald den Nimbus eines Zukunft-Moltkes. Mit dem Dichten war es dann natürlich für immer vorbei. Er hätte als Kriegs-Akademiker keine Ode, keine Jambe mehr zu Stande gebracht und wurde — ob es Lob oder Tadel ist, entscheide ein anderer — ganz und gar Verstandesmensch.

Ja, Verstandesmensch, in des Wortes kühlster Bedeutung!

Wenn ihn Philippine Welser in neuerblüter, jugendlichster Schöne auf das waldumgrünte Ambraser Schloß locken wollte — er würde nicht folgen, falls er Dienst hat.

Träte die Venus von Knidos ihm zu Liebe lebendig aus dem kalten Marmor — er würde sie nicht heiraten — ohne Caution; — Gefühl ist eben überflüssiger Ballast für diesen Feldmarschall der Zukunft.

Damit ist übrigens nicht gesagt, daß er spiegelglattes Parquet und festlich geschmückte Weiblichkeit verschmähte. Er tanzt, wenn es sein muß, bis zum Frühlicht mit dem Anschein der Passion und weiß ein seichtes Salongespräch mit der gleichen Routine zu führen, wie eine Abhandlung über die feinsten Fragen der Strategie.

Den Beinamen des „schneidigen" gaben ihm schöne Lippen wegen des Elans, mit dem er im Walzer die Füße wirft und wegen der elastischen Bewegung, mit der er sein bäumendes Roß zügelt. Den gewissen Beigeschmack, den das Wort „schneidig" mit der Zeit in den Fliegenden Blättern angenommen hat, verdient er am wenigsten aus seinem Regiment, zum mindesten nur soviel, als sich unabwendbar für einen Lieutenant schickt.

Gewiß! der „schneidige Ferdinand“ hätte, um mit einer abgebrauchten Wendung zu reden, „das Pulver erfunden“, wenn ihm von Berthold Schwarz dies Verdienst nicht manches Säculum früher weggeschnappt wäre. Aber seine Erfindung würde kein Spiel des Zufalls gewesen sein, kein phantastischer Versuch, Geld zu machen, sondern das Endziel gründlicher Vorstudien, die langgehegte Absicht, Schießpulver und gerade Schießpulver herzustellen. Berthold Schwarz war der Spielball der geschichtlichen Notwendigkeit, der „schneidige Ferdinand“ wäre im selben Fall ein geistvoller Erfinder gewesen.

Habe ich zu stark aufgetragen oder spricht Solons kluge Schwester aus mir, deren objectives Urteil in allen Dingen — mit Ausnahme dieses Punktes — einzig in seiner Art ist? Ihre Achillesferse heißt Ferdinand; sie lebt für Ferdinand und kocht für Ferdinand. „Leider!“ müßten wir zur letzten Bemerkung hinzufügen. Denn unter den haushälterischen Künsten der Schwester hat sich die einzige, geistlose Eigenschaft, deren Keim in ihm lag, zu ziemlicher Ausdehnung entwickelt, der vielbewunderte „Solon“, ein Vertreter der wahren Intelligenz, ist zwar nicht so materiell

wie der dicke Hauptmann der 2. Compagnie, der schon zum ersten Frühstück den Caviar thalerweise ißt, aber er rechnet dennoch die Spinnweben einer Flasche Johannisberg und den lieblichen Geruch frischer Austern zu den angenehmsten Unterbrechungen des Daseins.

Vielleicht ist dies eine individuelle Eigenschaft des „schneidigen Ferdinand", die seinen übrigen erhabenen Geistesverwandten abgeht. Ich hätte es am Ende verschweigen sollen, um den Heiligenschein der Minerva nicht zu trüben, den ich selbst um sein kluges Haupt gewunden habe. So mag man denn glauben, daß Eifersucht aus mir sprach, kleinlicher Neid auf diesen bevorzugten Typus — ich gebe mich vollkommen preis, denn was schadet es mir? Ich bin ja kein Lieutenant, und wenn ich schlecht träume, so träume ich nie von den Gefahren der Majorsecke. Nein, ich bin kein Lieutenant! Soll ich sagen: „Leider!" oder: „Gott sei Dank!"! —?

# Der jüngste Bruder.

Susanna krepiert. Besorge baldmöglichst einen schneidigen Hengst. Trakehner Gestüt.

Ernst.

Die Postkarte mit diesen lapidarischen Worten hatte mit vielen andern in der Enveloppe des Briefträgers gelegen, war von dem nichts weniger als geflügelten Sohn Merkurs nebst einer Börsenzeitung und einem anderen Brief in das Haus gegeben, hierauf von dem stupid gutmütigen Burschen des Herrn Lieutenant auf dessen Schreibtisch gelegt, und fiel nun dem Heimkehrenden ins Auge.

Mit bestaubten Reitstiefeln und geröteten Wangen, die kecke Gerte unter dem Arm, griff er hastig nach der Karte und warf dieselbe dann unwillig auf den Tisch. Sein feines, knabenhaftes Gesicht wies plötzlich eine männliche Falte

über der Stirn, und auf der armen Unterlippe bissen die regelmäßigen Zähne schonungslos herum.

Es war bereits das zweite Pferd, das der tolle Ernst, dessen Wesen in grellem Widerspruch zu seinem Namen stand, im Ablauf von drei Lieutenantsjahren totgeritten hatte.

Wer sollte Nr. 3 bezahlen? Ernst gewiß nicht — und Karl?

Der jüngste Bruder dieser drei anscheinend zahlungsunfähigen Windbeutel stand ratlos da und rechnete im Kopf die Zinsen des kleinen Familienvermögens mit den Ausgaben seiner Geschwister zusammen — trauriges Resultat.

Da erblickte er den Brief. Als er den Poststempel von Karls Garnison las, riß er das Couvert schnell auf, wußte er doch, daß der schreibfaule Bruder seine Feder nie ohne triftige Gründe in die Hand nahm.

Lieber Eckart!

Spare Dir diesmal Moralpredigten und wolgemeinte Warnungen! Es handelt sich um ein Faktum — Du hast natürlich von Ines Mandolina gehört, der reizenden Gouvernante der Hofmarschallstöchter. Beste, spanische Familie, verwandt mit dem Minister des Königs. Verlobung ist aus tausend Gründen besser zu umgehen. Daher übermorgen in Helgoland direkte Heirat. Du wirst Deinen Bruder gewiß nicht im Stich lassen und

zu der Feierlichkeit dort sein. Bin faktisch der glücklichste Mensch unter der Sonne, so glücklich, wie ich hoffe, daß Du auch einst werden wirst. Sie ist ein Engel, schön wie Aphrodite, oder wie die griechische Dame heißt. Ernst kommt selbstredend auch. Bin sehr eilig.

Dein Karl.

Geld ist natürlich nicht vorhanden. Bringe, bitte, gleich einige Anweisungen auf unser Bankhaus mit.

K.

Arme Unterlippe! Daß Du nicht blutest, ist ein Beweis, wie sehr Du diesen stummen, bissigen Zorn Deines jungen Inhabers gewöhnt bist. Kein Fluch geht über Dich hin, keine gelinde Verwünschung der beiden leichten Fliegen, die so oft Dein lustiges Lächeln verscheuchen, das Dich bei Vorgesetzten, Kameraden und Damen so beliebt macht.

Aller guten Dinge sind drei. Nun auch noch die Börsenzeitung.

Die Papiere, in denen der jüngste Bruder spekuliert, sind in rapidem Fallen begriffen. Jene ferne südamerikanische Küstenstadt, auf die der kleine Finanzmann in gläubigem Vertrauen Aktien nahm, ist bis auf das letzte Haus niedergebrannt. Die kupferfarbigen Bewohner des entlegenen Himmelstrichs laufen händeringend auf den verkohlten Dächern und verödeten Maisfeldern umher,

und in einer kleinen deutschen Garnison frißt die schreckliche Feuersbrunst einem guten, schuldlosen Lieutenant seinen Frohsinn weg. Gewiß! wer spekuliert, muß sich auf alles gefaßt machen. Glückt seine Berechnung, so sagen die Leute: „Aha! der versteht's!“ und wenn er verliert, so zucken dieselben Leute die Achseln: „Warum ließ er die Finger nicht davon.“

Aber über den getreuen Eckart würde gewiß niemand lachen, der hinter die Koulissen sehen könnte. Für sich selbst hätte er keine Geldgeschäfte nötig, er braucht wenig, und das Einschränken gewährt dem Uneigennützigen Genugthuung. Doch die Brüder, die vielen Brüder! Ja, ja! Zwei Brüder sind eine ganze Menge, wenn sie einem Sorge machen. Und seltsam! mit jeder Sorge werden sie ihm nur lieber; er, der jüngste, fühlt etwas wie Pflicht in sich, den Beiden anderen die längst gestorbenen Eltern zu ersetzen. Sie sollen standesgemäß auftreten, die Freuden des Tages genießen und sich nicht mit Geldsorgen quälen. Er freilich muß dann ein wenig zum Geizhals werden, aber auf ihn kommt es ja auch am wenigsten an. Er wäre am liebsten sein Leben lang zu Fuß gelaufen, damit die Brüder

sich im Sattel wiegen könnten. Leider ist er Dank seiner Tüchtigkeit Adjutant geworden und muß sich nun auch ein Pferd halten. Kein eleganter Renner — nein, gewiß nicht! würdig an dem ganzen Tier ist nur sein Alter und die schlanke Gestalt, die im Sattel sitzt. Niemand ist abscheulich genug, über die Mähre zu lachen, denn wer ihren Reiter kennt, muß ihm gut sein, dem schwerbelasteten, jüngsten Bruder!

Man wäre versucht, Karl und Ernst für Ungeheuer zu halten, weil sie auf die zarten Schultern dessen, den sie eigentlich als Nesthäkchen auf Händen tragen sollten, Sorge auf Sorge laden.

Das ist Irrtum.

Zwei biegsame, aristokratische Reitergestalten, recht egoistisch, recht leichtsinnig, recht verschwenderisch, doch im übrigen von gutem Schrot und Korn, Menschen, die, wenn sie die Sturmperiode hinter sich haben, höchst annehmbare Glieder der besten Gesellschaft werden — so sind seine Brüder. Sie hatten einst in fröhlicher Weinlaune dem kaum mündigen Eckart sämmtliche Geldgeschäfte für immer abgetreten und forderten, sobald sie es nötig — oder Schulden hatten, ohne zu bedenken, daß der Zinsfuß eines angegriffenen Capitals nur

zu leicht ins Hinken gerät. Sie gingen allabendlich in die Oper, während Eckart die Mark für den kleinen Thespiskarren seiner soliden Garnison sparte. Sie gebrauchten an einem Ballabend drei Paar Glacés, während Eckart sein einziges Tags darauf zur Wäscherin trug. Sie ließen sich täglich die Häupter frisieren und salben, während Eckart mit Kamm und Spiegel den geradesten Scheitel selber zu Stande brachte. Sie schnitten die Cour nach allen Regeln neuster Kunst, während Eckart nie ein gewissenloses Wort auf die Zunge nahm. Sie sind tolle, flotte, liebenswürdige Irrlichter, aber der getreue Eckart ist eine reine Flamme, von Gottes Hand zu des Schöpfers Freude angezündet.

Und wie hatte er drei so böse Nachrichten an einem Tage verdient?

Darüber grübelte er nicht, nur auf welche Weise zu helfen, und was das Rechte sei. —

Zwei Tage später trat er mit dem einen Bruder, dem die reizende Mandolina glutäugig am Arme hing, tapfer und rechtlich in die kleine Helgoländer Kirche und tadelte nichts, weil nichts mehr zu ändern war.

Zwei Wochen später ritt der andere Bruder mit stolz untergestemmtem Arm seinen jungen Trakehner auf der Morgenparade dem Rittmeister vor und ließ das mutige Tier die waghalsigsten Steigungen und Sprünge machen, gerade, als ob der unerschöpflichen Geldquelle des „Jüngsten" auch eine dritte Pferdeleiche nichts anhaben könnte.

Zwei Jahre später hatten die abgebrannten Leute an der heißen Küste Süd-Amerikas die große Stadt wieder aufgebaut. Die Dächer glänzten im hellen Licht, und gravitätisch neigten die Maisstauden ihre goldenen Fruchtbüschel. Der Handel blühte. Die Papiere stiegen, und in der fernen deutschen Garnison dankte ein kleiner Lieutenant dem guten Gott für das große Glück; — nicht in seinem Interesse, aber — er hatte ja soviele Brüder!

## Wenn —

Ich beschreibe keinen Lieutenant mehr. Die Zeit der Schlendertage und des müßigen Plauderns ist vorbei. Wol drängen sich noch manchmal sporenklirrende Gestalten zu mir ins einsame Studierzimmer und rufen in wirrem Durcheinander: „Wir sind noch unbeschrieben; wir wollen auch aus Deiner Feder heraus; Du hast noch gar viele vergessen; gerade die interessantesten Typen fehlen noch."

Daran merke ich, daß es echte Typen sind, ist es doch eine „berechtigte Eigentümlichkeit" jedes Militärs, sich selbst für das lohnendste Studium zu halten.

Aber ich halte meine Ohren zu, und werde blind gegen buntes Tuch, und schreibe, und arbeite, und lese und schreibe.

Wofür?

Ja! das kann ich erst im nächsten Sommer sagen, wenn ich aufs Neue einkehre unter das Dach der alten Tante, bei den blauen Augen meiner kleinen Freundin.

Dann sitzen wir wieder zusammen auf dem Erlenstamm am Stromufer und sprechen von Liebe und Glück — bisweilen auch von den lieben Lieutenants.

Wir haben sie ja beide so gern, die deutschen Friedenshüter in den bunten Röcken, und wenn wir manchmal etwas boshaft gewesen sind, so geschah das gewiß nur aus Versehen, oder: „weil die Welt das Strahlende zu schwärzen liebt."

Zudem sind sie ja auch äußerst charakteristische Produkte der Zeit, für die ich, im Wortkampf mit der alten Tante, so oft eine Lanze brach. Konnte der moderne Lieutenant anders werden, als er geworden ist? Hat nicht die vaterländische Geschichte und die gesammte, deutsche Mitwelt beiderlei Geschlechts an diesem Phänomen gearbeitet? Wehe dem, der meine Helden antastet und ihnen den Schatten vorwirft, den soviel Licht, wie um unser glorreiches deutsches Kriegsheer strahlt, naturgemäß werfen muß.

Nur ein Fall ist mir denkbar, der meine Verehrung für die lieben Lieutenants in glühenden Haß verwandeln könnte. Wenn einer von ihnen — entsetzlicher Gedanke — wenn ein Lieutenant — vor dem nächsten Sommer — mir etwa — meine kleine Freundin — vor der Nase — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ende.

Druck von J. D. Rauert, Sorau N.-L.